

Princeton University Library



32101 067123131

Hohenfeuer

Geschichten von
Paul Enderling



3440
.725
.311

Library of



Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION



Abenteuer

Geschichten von
Paul Enderling
'''



Strecker und Schröder
Stuttgart
1918

137

Alle Rechte von der Verlagsbuchhandlung vorbehalten
Copyright by Strecker und Schröder, Stuttgart, November 1918
Einbandzeichnung von Hedwig Ströhmfeld
Druck von Strecker und Schröder in Stuttgart

Inhalt

	Seite
<u>Landsknechtshistorie (1525)</u>	<u>1</u>
<u>Abfalom (1610)</u>	<u>29</u>
<u>Die gemordete Heimat (1632)</u>	<u>49</u>
<u>Die Umarmung (1639)</u>	<u>69</u>
<u>Jshariot (1644)</u>	<u>89</u>
<u>Zerschossene Ehe (1914)</u>	<u>107</u>
<u>Tragikomödie</u>	<u>121</u>

(RECH. 27)

3440
. 725
. 311 542677

Sandsknechtshistorie

(1525)

Ist um die Zeit der Landgraf zu uns Landsknechten gekommen, hoch zu Pferd und mit einer güldenen Kette um den roten Hals, und hat gefragt, wer ausgehen und Kundschaft tun wolle beim Haufen der aufrührerischen Bauern drüben.

fand sich aber keiner unter uns, der es tun mochte. Murrten vielmehr einige wegen des rückständigen Soldes der letzten zwei Monate.

„Holt ihn euch drüben bei den Bauern vom Bundschuh!“ schrie der Landgraf.

„Mit Verlaub, Herr,“ begann Lukas Wenderoth langsam: „’s ist unser Recht.“

Der Landgraf hat höhnlisch gelacht: „Ist was Rechtes, ein deutscher Landsknecht, he? Man kauft ihn wie die Hübschlerin im Freudenhaus.“

Gottes Tod, da ist mir die Galle hochgekommen, und ich bin auf ihn zugegangen.

Der Landgraf aber hat noch lauter geschrieen denn vordem: „Wer bürgt mir, daß ihr nicht morgen zu den Bauern haltet? Wer bürgt dafür? Kannst du mir einen Bürgen vermelden, he?“

„Wir haben unser Wort gegeben“, sagte Lukas Wenderoth finster.

Er lachte, daß er sich die Seiten halten mußte und sein Grauschimmel erschreckt zu tänzeln begann. „Euer Wort? Wieviel wiegt euer Wort? Wiegt es mehr denn eine Unze?“

Da bin ich zu ihm getreten, dicht unter die Augen, und hab' nicht gezußt noch gezillert: „Hüt' dich, Landgräfslein! Bin ein freier Landsknecht. Kein Bauer von dir. Brauch' mich nicht schinden und schlagen lassen und, so ich ein Weib hätt', wär's meins. Merk' drum wohl auf: wär' unsere Lösung nicht und unser Wort nicht, das du nicht achtest, erging's dir übel. Weißt du, in wieviel Fetzen das landgräfliche Wappen flög?“

Er wurde blaurot vor Zorn, und die Adern an den Schläfen wurden prall zum Platzen. „Ich laß dich fassen und aufknüpfen am abgestorbenen Baum, zwischen zwei verreckten Hunden.“

Ich aber wich und wankte nicht, schlug vielmehr mit dem Langspieß auf, daß es klirrte. „Geht nicht. Lernt die Kriegsartikel, ehe denn Ihr judiziert! Den Landsknecht kann nur sein Hauptmann richten und nur nach voriger Umsprach.“

„Gut, Barthel!“ schrien die anderen.

Der Landgraf hob seine Hand, als wolle er mich schlagen. Da sprach ich, so ruhig ich konnt' — und ich glaub', kein' fiber hat in meinem Gesicht gezußt —: „Und nun gebt Raum, Herr! Fürcht' schier, ich kann meinen Spieß nimmer halten.“

„Daß euch allesamt die Pest!“ brüllte er. „Daß

euch der rote Grind!“ Aber er wandte sein Pferd herum, schlug ihm auf den Leib, daß es klatschte, und stob davon.

Und war ein groß Lachen an diesem Tag im Landsknechtshausen.

*

Am Abend noch des gleichen Tages ward der Sold ausgezahlt und sind viel Humpen auf mein Wohl geleert worden, mehr, als ich erwidern konnt’.

Kam allerlei fahrendes Volk ins Lager. Marktschreier, Quacksalber, Himmelreicher, Spielleute und andere unehrliche Gesellen.

Hab diese Hänselein und Lotterbuben nie sonderlich leiden mögen. So ich aber gewußt hätte, was sie für Unheil über mich bringen würden, wieviel des Zweifels und Jammerns, wahrlich, ich hätte ihnen mit dem Langspieß den Eingang verwahret. Damals aber habe ich weidlich lachen müssen über die Sprüche eines Quacksalbers, der in gereimten Worten zu allerlei Gebrechen eine Arznei wußte und anpries, einen Trank, eine Salbe oder ein Pflaster — Theriak und Mithridat, Quirinusöl, Rosmarinbalsam, Elentierschmalz, Skorpionöl und Elefantenschmalz. Er hat das Maul wacker aufgerissen und hat Geld eingenommen mehr als genug.

Stephan Fierler sagte, daß er eine so lose Zunge sein eigen nennen möge und sich billig so ernähren

wolle, ohne Gefahr für Leib und Leben und mit geruhigerem Lebensabend denn ein Landsknecht.

Ich aber dachte an des Niklas von Wyle Worte, so ich mal vernommen: „Einen Menschen, der den Gauflern anhanget, überkommt gar bald eine Frauen, deren Name sein wird: Armut. Wie aber wird heißen dieser Frauen Sohn? Fürwahr: Verspottung!“

Sagte sie dem Stephan Zierler, und er nickte und meinte, er hätte es auch nur so in den Wind gesagt und dächte nicht daran, ein fahrender Mann und des Teufels Mesner zu werden.

Und wir tranken darauf einen braven Humpen schwarzen Biers miteinander. Und er sang das gute Lied vom Landsknechtorden, so Hans Witzstadt gedichtet:

„Nimm dir's ein' Mut,
Tracht nicht nach Gut,
Laß niemand von dir erben!
Kauf nichts ins Haus,
Tracht nur heraus,
Laß Weib und Kind verderben!
Nimm danach einen Orden an
Und werd' ein freier Kriegesmann;
Such dir einen reichen Herren,
Willst du das Kriegen lernen —“

Wie wir so bei der Marktenderin saßen, zechten und sangen, kam eine „Veranerin“ — eine getaufte Jüdin — zu uns an den Tisch. War ein wüßt alt

Weib mit langen Zotteln um den Kopf und Augen gleich einem Schuhu.

„Heb dich davon, alte Vettel!“ schrie ich. Denn ich sah beim Trunk wohl allzeit gern ein schön und fröhlich Angesicht, nicht aber eins, das des Teufels Großmutter nicht hätte haben mögen.

Sie sah mich aber gar nicht an, sondern prüfte den Stephan Zierler, daß er unruhig ward und auf seinem Sitz hin und her rückte.

„Willst wohl gar meinen Stephan verführen?“ lachte ich. „Ist verloren Müh. Ist besseres Beilager gewohnt.“

Auch Stephan begann zu lachen, aber ich merkte wohl, daß es ihm nicht vom Herzen kam. „Was willst du?“ begann er endlich.

„So du mir einen Silberpfennig gibst,“ sagte sie, „will ich dir künden, wo deine Unverwandten sind.“

„Tot sind sie, und Weiteres mag ich nicht von ihnen wissen.“ Und er schlug mit dem Humpen auf den Tisch, daß das gute Bier spritzte.

Wir wissen ja alle, daß solche „Veranerinnen“ in die Hölle sehen können und mit den Verdammten reden. Mochte also dem Stephan Zierler nicht wohl zumute sein.

Mich aber stieß der Bock, daß ich lachte und sie fragte: „Kannst du mir von meinen Unverwandten etwas erzählen? Alsdann sollst du einen rheinischen Groschen haben.“

Da sah sie mich mit ihren Schuhuaugen an, daß es mich kalt überrieselte, und sagte mit einer Stimme, die gleichsam aus einem Grabe kam: „Noch ist dein Bruder nicht da, wo ich ihn sehen kann. Noch ist er keine tausend Schritte von dir.“

Ich aber bin aufgefahren und habe sie am Armgelenk gefaßt, daß sie schrie und üble Verwünschungen ausstieß. „Du lügst,“ rief ich, „so wahr ich im Hosensack einen Jakobstaler habe.“

„Hast ihn aber nicht“, sicherte sie schadenstroh.

Ich sah nach und fand ihn nicht.

Nun war des Lachens kein Ende bei Stephan Zierler.

Und über dem Lachen und Suchen ist die „Veranerin“ entkommen.

Ich hab' nach ihr gespähet allüberall, daß sie mir Bescheid gäbe. Und waren zwei Stimmen in meinem Herzen; die eine sagte: „Auf, Barthel Grünewald, freue dich! Dein herzlichster Bruder lebt, den du damals gelassen auf der Jagd nach Glück und Gut.“ Die andere Stimme aber sagte: „Geh in Sack und Asche! Denn da dein Bruder in deiner Nähe ist, aber nicht beim Landsknechtshausen, kann er nur bei den unehelichen Leuten sein.“

So bin ich geschüttelt worden hin und her abwechselnd von Gram und Lust.

Und beide hab' ich versäufen wollen in Bier, in rot und weißem Wein, beide, Gram und Lust.

Und als der Quacksalber wieder vorbeikam, hab'

ich ihm ein Büchlein Skorpionöl abgehandelt, das gut gegen Melancholia sein soll.

Er wollt' mein silbern Ringlein haben, so ich am linken kleinen finger trug. Da es aber ein Erbstück meiner guten Mutter war, die lange in der kühlen Erde ruht, gab ich's nicht her.

Er hat mich seltsamlich angeschaut, also daß ich mir dachte, ich müßte vor ihm auf der Hut sein, hab' aber später seiner nicht geachtet.

Und als der Mond über den Himmel fuhr und ich im Zelt den Leilach über mich zog, hatte ich alles vergessen.

Und am Morgen, als die Gedanken wiederkamen, redete ich mir ein, ich hätte alles, das mit der „Veranerin“ und meinem Bruder, nur im Rausch geträumt.

*

Den Sonntag Lätare dieses blutigen Jahres 1525 werde ich mein Lebtag nicht vergessen. Noch in meiner Sterbestunde — des bin ich gewiß — wird er vor mir stehen in seiner Buntheit und Schrecklichkeit.

Wir saßen beim Würfeln, Hans Guldenmund, Stephan Zierler und ich.

Hans Guldenmund verlor sein Koller und einen elfenbeinernen Rosenkranz, den er im Venetischen hatte mitgehen heißen, und zuletzt, als er nichts außer seinen Waffen mehr sein eigen nannte, umfaßte er das Mägdlein, das auf seinen Knien saß, und setzte

sie gegen einen böhmischen Dukaten, obschon sie freischte und sich zur Wehre setzte.

Nich verdroß es, daß man einen Menschen gleich einem käuflichen Ding erachtete, und sagte, daß wir nicht Türken noch Heiden seien und von Sklaverei nichts wissen wollten.

Hans Guldenmund aber hat gebrüllt, ob ich ein Pfaff sei oder ein Mann. So haben wir denn gewürfelt. Und warf Stephan Zierler zehn, Hans Guldenmund elf, ich aber zwölf. Und ob auch Hans Guldenmund tobte und meinte, ich hätte verbotenerweise die Würfel gerollt, ich hatte dennoch gewonnen, und das Mädcl war mein.

Sie kam auch gleich zu mir, schien des Guldenmund überdrüssig und koste mich.

Über ich hatte keine Freude an ihr, obschon sie lieblich anzusehen war und mich zu anderer Zeit der Mund nach ihr gewässert hätte.

Denn eine tiefe Trauer kam über mich, die ich mir nicht zu deuten wußte. Und war mir zuzeiten, als könne sie mein Schwesterlein sein, wiewohl ich gut wußte, daß von all meiner Verwandtschaft nur mein Bruder Kaspar noch am Leben war, als ich damals von Hause ging. Aber ob ich's mir auch hundertmal sagte und mich einen Narren schalt — ich wandte mich von ihr ab, als sie mich anlachte und die Arme nach mir streckte. Sie tat baß erstaunt und erzürnte. Ließ mich's aber nicht anfechten.

Verwünschte die „Veranerin“, die mich verherzt

hatte, und erging mich am Bächlein, das unser Lager umfloß.

Da kam der Rottenmeister und hieß mich auf den Quacksalber achten. Er sei verdächtig, ein Kundschafter der aufrührerischen Bauern drüben zu sein.

fragte, warum just ich seiner warten sollte. Er sagte, daß ich der Nüchternste sei und der Gescheiteste, und es solle mein Schaden nicht sein, so ich ihm beikäme.

Sah in diesem Augenblick den Quacksalber herankommen. Er taumelte und schwankte wie ein Trunkener und durchschritt die Wachen, die ihn lachend weitergehen ließen, obschon sonst niemand das Lager verlassen durfte. Vermeinten wohl, ein trunkener Mann richte keinen Schaden an.

Auf der Straße schlich ich mich hinter die hohen, wilden Rosenbüsche, auf ihn zu achten.

Als er allein war, blickte er sich um, lachte, richtete sich kerzengerade auf und ging ruhigen, regelrechten Schritts.

Da sah ich wohl, daß er nüchtern gewesen war wie ein Spatz und sich nur verstellt hatte, um glücklich zu spionieren und zu entkommen.

Er bog von der Straße ab und schritt gerade auf mich zu.

Da sprang ich auf und packte ihn bei beiden Armen, noch ehe er eine Waffe greifen konnte.

Er schrie wild auf und bäumte sich. Ich aber war stärker und zwang ihn auf die Knie.

„Laß mich gehn, Bruder“, stöhnte er.

„Was, Bruder!“ schrie ich zornig. „Bist einer vom Bundschuh und also mein Feind. „Was, Bruder! Du sollst dem Galgen nicht entgehen.“ Und schrie die Wachen herbei.

„Du wirst es bereuen, was du jetzt tust“, sagte er mit dumpfer Stimme und so trauriger Miene, daß ich den lustigen, geschwätzigen Gaukler von vor dem nicht wiedererkannte.

„Tu meine Pflicht und hab' keinerlei Reu“, sagte ich und überantwortete ihn den Wachen, die herbeigelaufen kamen.

War stolz und froh, daß ich des Kundschafters so rasch habhaft geworden, und dachte, guten Lohn dafür zu erlangen.

Aber als er gebunden dastand, richtete er sich auf und rief mir zu: „Barthel Grünwald, verrätst deinen Bruder?? Beim Kinglein der Mutter, ich beschwör' dich — — —“

Die Wache stieß ihn vor sich her, und kam unser Rottenmeister und der Hauptmann, also daß ich kein Wort mehr mit ihm wechseln konnte.

Vermochte auch kein Sterbenswörtlein hervorzubringen. Denn seine Rede und daß er meinen Namen und vom Kinglein der Mutter gewußt, traf mich wie ein Blitzstrahl aus wolkenlosem Himmel, und stand ich erstarrt wie Saulus da, als er auf dem Weg nach Damaskus war.

Und wollt' auch mir eine Erleuchtung kommen,

nämlich, daß ich meinen eigenen Bruder bekämpfte und an ihm zum Verräter geworden war.

Ich sank an dem Rosenbusch hin und achtete der Dornen nicht, die mir Gesicht und Hände zerkratzten, und lag dort im Zweifel und Gebet viele Stunden lang, bis mich die Trommel auf Wache rief.

*

Mein Posten war im Wald am Rand einer Eichtung, an einem Hag, der mit Wacholder und Schlehdorn bestanden war.

Ein Bussard saß auf einer hohen krummen Kiefer und äugte nach Beute wie ich nach Bauern. Fanden aber beide nichts, der Bussard noch ich.

Kreuzschnäbel flogen hin und lockten. Häher hörte ich schreien, und über den Birken lag ein Schleier wie von grüner Seide und golddurchwirkt.

Und ein Specht klopfte und lachte so recht frech und froh. Der Guckguck rief mit seinem „Kuckuck“ den Frühling wach.

War ein Tag, so recht geschaffen, alles Kummers zu vergessen und alles in rosenrotem Lichte zu sehen. Dachte denn auch bald, der Herrgott, der soviel Schönes und fröhliches geschaffen, werde mich nicht verderben lassen, wie er mich ja schon aus viel Fahrnissen der Waffen gerettet.

Setzte mich auf einen Stein und sang ein Fastnachtsliedlein, das mir just in den Sinn kam:

„Fürwitz, der Krämer, hat viel War'
Gebracht aus fremden Landen.
Wer was bedarf, der füg' sich dar.
Find't mancherlei vorhanden.
Ein jeder Mann find't sein Manier,
Wer Geld daran will wenden,
Damit er sich schön schmück' und zier',
Die Fastnacht zu vollenden —“

Zwischenein gedachte ich des Mannes, der mich als Bruder angedet. Sollte es in Wahrheit Bruder Kaspar sein, der acht Jahre jünger denn ich war und bei meinem Fortgehen noch ein Knäblein gewesen? Hatte nie viel Verlangen nach ihm gehabt, war mir nun aber doch, es sei ein groß Geschenk des Himmels, jemand zu wissen, den ich „Bruder“ nennen könnte.

Und daß er im Gewahrsam lag, war nicht meine Schuld. Hätte er sich mir früher geoffenbart, hätte ich ihm gütlich dreingeredet und vielleicht dahin gebracht, selber ein tapferer, frumber Landsknecht zu werden. Hätte gern mein Erspartes hergegeben, daß er sich ein sauber Gewand und Wehr und Waffen kaufen konnte.

Aber ich tröstete mich, daß es noch nicht aller Tage Abend sei und daß ich ihn wohl noch losbringen konnte.

Nachte aber alles der schöne Frühlingstag und Jubilieren der Döglein ringsum.

Da hörte ich in der Nähe eine Stimme singen:

„Ich weiß ein fein braun Mägdelein.
Wollt' Gott, sie wäre meine.
Sie müßte mir von Haberstroh
Wohl spinnen braune Seiden.“

Ich erkannte, daß Jost Gutknecht sang, mein gar lieber, grauhaariger Kamerad, der mir bei Bicocca das Leben gerettet, als wir die neidischen Schweizer mit blutigen Köpfen heimschickten. Und ich fiel so gleich ein:

„Und soll ich dir vom Haberstroh
Wohl spinnen braune Seiden,
So mußt du mir vom Eichenlaub
Zwei Purpurkleider schneiden.“

Er erwiderte:

„Und soll ich denn vom Eichenlaub
Zwei Purpurkleider schneiden,
So mußt du mir die Schere hol'n
Zu Köllen an dem Rheine.“

Ich sang wiederum:

„Und soll ich dir die Schere hol'n
Zu Köllen an dem Rheine.
So mußt du mir die Sterne zähl'n,
Die an dem Himmel scheinen.“

Er sang den Schlußvers:

„Und soll ich denn die Sterne zähl'n,
Die an dem Himmel scheinen,
So mußt du mir ein' Leiter bau'n,
Daß ich hinauf könnt' steigen.“

Dann kam er lachend und setzte sich zu mir. Sagte, es sei gute Zeitung gekommen. Der Götz von Berlichingen mit der eisernen Faust, so die Bauern geführt, sei gefangen und säße im Turm zu Heilbronn, dem Florian Geyer setzten sie hart zu und dem Hurlwange vom Bodensee ging's nicht besser. Hatte aber keine rechte Freud daran wie sonst, da man vom Zerschmeißen des Feindes gesprochen. Dacht immer, daß mein Bruder zu jenen gehöre, und zweifelte schier, ob ich auch für die rechte Sache fechte. Und sagte ihm das.

„Das macht der Bruder“, sagte Jost Gutknecht und strich seinen grauen Knebelbart.

„Wie meinst du das?“

„Du weißt nicht, wo du hingehörst, Barthel. Das ist dein Schmerz.“

Ich sah vor mich hin und antwortete nichts.

„Kenn' das“, fuhr er fort. „War auch mal so. Sieh mal: der Maulwurf lebt unten im Dunkeln. Aber so er hinaufkommt, verläßt ihn sein Augenlicht. Er wird gefangen, man zieht ihm den Pelz ab und zieret sich damit. Ist's nicht so?“

„Es ist so.“

„Nun sieh: solch Maulwurf bist du.“

Ich lachte hellauf.

„Lach nicht! Ist eine ernste Sache. Auch du hast die Augen verloren und weißt heute nicht, wo du hingehörst. Und nun schmückt sich mit dir heut der Landgraf oder der Schwäbische Bund, morgen ein anderer. Man ziert sich mit dem Fell, das man dir abzog. Verstehst du nun?“

„Mir geht es langsam ein.“

„Du bist nicht dumm. Nun sieh: so du ein Maulwurf bist von Geburt, und du bist einer —“

„Gotts Donner!“ lachte ich. „Es will mir doch nicht ein, daß ich just ein Maulwurf sein soll.“

„Bist's aber! Oder bist du in eines Bürgermeisters Haus geboren oder einem guten Schloßlein?“

„Nein, nein.“

„Im Dunkel bist du geboren. Im Grund. So nun ein Hund den anderen beißt und zerreißt, ist die Tollwut in ihm, und man zerschlägt ihn. So aber ein Mensch, der unten ist, einen anderen tritt, der auch unten ist, soll der auf rechtem Wege sein? Oder meinst, ein Maulwurf töt auch den anderen totbeissen?“

„Weiß nicht.“

„Er tut's nicht. Verlaß dich darauf. Er tut's nie und nimmer. Solches tut nur der Mensch! Und ich glaube schier, nur der Deutsche tut es.“

Er blickte lange vor sich hin, schweigend, ohne sich zu rühren.

„Was soll daraus werden?“ fragte ich halb für mich.

„Lern, wo du hingehörst“, begann er endlich, ernst, wie ich ihn nie gesehen. „Nicht mehr und nicht minder. Ist alles Lebens Lösung hienieden. Dacht' mir vorhin, als ich dich so verstört sah, wie's mit dir steht. Laß mir nun die Wache und geh zu dem Gefangenen! Lukas Wenderoth hält Wache bei ihm und wird dich wohl vorlassen. Sprich dich mit ihm aus! Geh! Ich tu's gern für dich.“

Ich dankte ihm von Herzen und ging.

War aber nicht mehr so hell wie vordem. War eine Wolke über den Himmel gezogen, und mich dünkte, es hätten die Vögel ihr Singen gelassen.

*

Als ich zu dem Gefangenen hereintrat, erschraf ich.

Er lag so in der Ecke, daß man hätte meinen sollen, er sei tot. Ja, wie ein Tier des Waldes, das, vom Speer und Bolz des Jägers getroffen, sich in einen dunkeln Winkel flüchtet, so lag er da. Und auch seine Augen waren die Augen eines bösen, wunden Tiers.

Vor dem kleinen Fenster stand ein Baum. Der drückte seine grünen Blätter, durch die die Sonne schien, dicht an die kleinen, runden Scheiben.

Eine Weile wartete ich, daß er ein Wort sagte.

Nur ein Wort. Über jedwedes brüderliche Wort hätte ich mich gestreut wie über eine Heilsbotschaft.

Aber er sprach nichts.

Schweigend und düster hockte er da und tat, als sähe er mich nicht einmal. Das Herz schlug mir bis zum Halse, wie es in keiner Schlacht geschehen. Und war mir — Gott verzeihe es mir! —, als müßte ich im Zwinger zu einem bösen Tier und nicht zu einem leiblichen Bruder.

„Kaspar! Bruder!“ sagte ich leise und streckte die Arme aus. Er senkte den Kopf.

„Bruder Kaspar“, sagte ich noch einmal. „An der Narbe am Hals erkenne ich dich. Der Hofhund des Müllers biß dich, als du Äpfel holtest.“

Er hob langsam seinen Kopf. „Ich kenne dich nicht“, sagte er nach einer Weile höhniisch.

Ich aber ließ mich nicht beirren. „Du bist mein Bruder“, sagte ich herzlich. „Laß mich dich ansehen. Laß mich deine Hände berühren, deine Schultern, dein Gesicht.“ Und ich faßte seine Hand.

Er aber entzog sie mir. „Ich weiß von dir nur, daß du mich ins Gewahrtsam gebracht. Bring' mich wieder heraus! Alsdann vermag ich zu glauben, daß du mein Bruder bist.“ Und ein böser Blick schoß wie ein giftiger Carternpfeil zu mir herüber.

Da übermannte mich das Weh, und ich rief: „Bruder, stoß mich nicht von dir. Gib mir die Hand und laß mich dich küssen, wie sich's für Brüder geziemt.“

Er sprang auf, die geketteten Hände gegen mich gerichtet. „Bist ein Landsknecht im landgräflichen Sold, bist auf Bauernjagd, und was bin ich? Das Wild, das du mit Hussa und Horridoh jagst. Hast schon mal von Freundschaft zwischen dem Tier des Waldes und dem Schweifhund vernommen?“

Ich konnte nicht länger verweilen. Denn Lukas Wenderoth klopfte draußen mit der Hellebarde an die Türe, und ich hörte Stimmen sich nähern. Ging also hinaus und schloß die Türe hinter mir.

War Lust und Kurzweil ringsum im Lager, Gungelleute und Poffenreißer. Eine Geige und ein Dudelsackbläser gaben eine lustige Melodie nach der anderen her. Die Troßweiber tanzten, und die Landsknechte sofften. Das Dideldumdei stieg gen Himmel.

Blieb aber allen fern und trauerte darüber, daß ich nun einen Bruder hatte und doch wiederum nicht.

*

War in der Nacht ein greulich, unerhörtes Unwetter, viele Stunden lang, daß man nicht anders meinte, denn die Welt würde untergehen. Es blitzte ein ums andere Mal, daß die Funken davon wie von einem glühenden Eisen, das der Schmied auf dem Amboß schmeißt, durch die Nacht fielen. Ich sah feurige Schwerter und feurige Keulen am Himmel und glaubte Stimmen der Teufel zu hören. Etliche riefen: „Laß gehn! Es sein die Unseren.“ Andere: „Ich kann nicht um des geweihten Hundes willen.“

Und schlug der Donner, wie die Pforten der Hölle tun mögen, so sie sich hart hinter einem argen Sünder schließen.

Allerlei wilde Träume plagten mich anfangs. Und immer stand der Gefangene vor mir. Bald grinste er mich an und sagte höhnisch: „Du Narr, ich bin gar nicht dein Bruder, ich speie dich an.“ Bald lag er auf den Knien und zeigte gräßliche klaffende Wunden. Bald sah ich ihn am Galgen, und davor knieten Vater und Mutter und fluchten mir. Bald sah ich ihn in die Hölle fahren, umjubelt von tausend langgeschwänzten Teufeln.

Und als ich erwachte, überkam mich ein Zweifel, ob der auch mein Bruder sein könne, der so hart zu mir gesprochen und sich nicht zu mir hatte kehren wollen. Dachte, wie alles, was er von meinem Namen und dem Kinglein der Mutter wußte, auch erlauscht sein könne und daß die Narbe auch bei anderer Gelegenheit — wer weiß, bei welcherlei Kaufhändeln — erworben sein mochte.

Hab' zuviel Narben in meinem Leben gesehen und irre mich leichtlich.

Endlich ertrug ich diese Zweifel nicht länger, verließ vielmehr das Zelt, ihn zu befragen: wenn er wußte, wie meine Mutter als Mädchen geheißsen — Dorothea Bokelmann —, sollte er mir als Bruder gelten. Ging wohlgemut durch die schwarze, stürmische Nacht, die mich ja auf den geraden Weg führen mußte.

Da fuhr ein Blitz hernieder wie ein feuriger Strom, überhellte alles ringsum und jagte mit einem argen Schrecken ins Gebein. Denn ich sah eine Anzahl wilder fremder Gestalten herandrängen und einige der Unseren, wohl die ausgestellten Wachen, ausgestreckt auf dem Boden liegen.

Hatten also die Bauern das Wetter zu einem Überfall ausgenützt, die Wachen erschlagen und waren schon mitten im Lager!

Ich stürzte zu den Zelten zurück, weckte Trompeter und Trommler, Hauptmann und Rottenmeister und löste selbst ein paar Hakenbüchsen aufs Geratewohl, daß der Schall die Schläfer weckte.

Enthub nun in dunkler Nacht bei Regen und Sturm ein wütendes Handgemenge. Und gaben allein die Blitze einiges Licht.

Und wußte man bisweilen nicht, ob man Freund oder Feind wider sich hatte. Und ist mancher Mutter Sohn allda durch ein Gewaffen seines Freundes wund und tot geworden. Nur das „Hie Bundschuh!“ der Bauern gellte durch die Nacht und das Krachen der Helme und Schädel, wenn ein Morgenstern oder eine geschwungene Hakenbüchse darauffschlug, und das Schreien derer, die getroffen waren oder von den Füßen der Kämpfenden zertrampelt wurden. Dann Regen und Gewitter ließen nach.

Als der Morgen graute, wichen die Bauern. Aber sie hatten uns solche Wunden geschlagen, daß

nicht an Verfolgung zu denken war. Mußten vielmehr Verstärkungen abgewartet werden.

Lagen viel gute Freunde auf der Walfstatt erschlagen, Lukas Wenderot, Stephan Zierler, Hans Guldenmund und mancher andere.

Als ich zum Gewahrsam kam, fand ich es erbrochen. Der Gefangene war fort. Geriet nun in neue Verzweiflung: war er vorher ausgebrochen und hatte den Bauern den Weg gewiesen oder hatten sie ihn befreit? Hab' ich ihm im nächtlichen Kampf gegenübergestanden und bin vielleicht gar an ihm zum Kain geworden?

Ich verspürte ein Zittern in Armen und Kniefehlen. Und ich wußte in diesem Augenblick: ich hätte nicht gewagt zuzuschlagen, wenn ich das früher gewußt hätte, und hätte kaum vermocht die Streiche abzuwehren, so mich trafen — — —.

„Herrgott im Himmel, sieh darein!“ — also betete ich. „Gib, daß ich nicht meinen Bruder getroffen hab'.“

Ich habe lang auf der Heide gesucht und die Toten um- und umgekehrt, ob ich ihn fände. Fand viel gespaltene Köpfe und Erstochene, viel gute Kämpfer vom Landsknechtshausen und vom Bundschuh.

Aber den ich suchte, fand ich nicht.

*

War bei dem Kampf auch Gabriel Kammacher gefallen, der bis dahin die Fahne unseres Hausens

getragen hatte, ein starker, unverdrossener Mann und guter Kamerad.

Hans Burgmair kam zu mir und fragte, wie das wäre mit einem Nachfolger. Die Landsknechte hätten mich vorgeschlagen, dieweil ich neulich dem Landgrafen so brav gedienet und guten Respekt vor uns Landsknechten beigebracht.

Ich war verwirret von den Ereignissen der Nacht und wußte nicht, was ich sagen sollte, bat aber doch, nachzuforschen, ob sich nicht ein Würdigerer denn ich fände.

Er aber sagte: „Nicht so bescheiden, Barthel! Hast es schon um dieser Nacht willen um uns reichlich verdient. Wären sonst alle in des Teufels Küche geraten ohne dich.“

Aber gerade diese Nacht quälte und peinigte mich in der Erinnerung, und ich dachte, daß ich nicht noch solch eine Nacht durchleben möchte. Wie aber konnte ich weiterhin Landsknecht sein, da mir doch solches immer wieder geschehen konnte?

Ich putzte gerade meine Hellebarde, in solcherlei trübe Gedanken versunken, als der Hauptmann mich rief.

Die Kriegskameraden standen schon im Kreis. Darein ward ich geschoben, und der Hauptmann gab mir die Fahne in die Rechte.

Ich hob sie in der ersten Freude hoch empor und schwenkte sie tapfer im Wind, obschon es ein schwer brokaten Tuch war und eine kurze Stange, kaum lang genug zum Greifen.

Die anderen jubelten, und der alte Jost Gutknecht sagte: „Sieht wie der Petrus drein, der Barthel Grünewald, da er dem Malchus das Ohr abschlug.“

War meine Freud' aber von kurzer Dauer. Denn ich sah, wie die Troßbuben die Leichen dieser Nacht vergruben — die Landsknechte an dem wilden Rosenbusch, die Bauern auf dem Felde — und mußte immer daran denken, daß der Fremde hätte darunter sein können, der vielleicht mein Bruder war und von meiner Hand gefallen wäre.

Der Hauptmann sprach zu mir: „Barthel Grünewald, ich befehle dir das Fähnlein mit der Bedingung: wann du wirst in die rechte Hand geschossen, darin du das Fähnlein trägst, daß du's in die andere nimmst; wirst du auch in diese getroffen, wirst du das Fähnlein ins Maul nehmen. Wirst du aber von den Feinden überwältigt, sollst du dich darein wickeln und dein Leib und Leben lassen, ehe du das Fähnlein lässest nehmen.“

Da ließ ich die Fahne mit einem Ruck sinken, daß sie auf der Erde schleifte, und sprach klar und fest: „Liebe Brüder, ich kann nicht.“

„Was kannst du nicht?“ fragte Jost Gutknecht.

„Ich kann nicht die Fahne tragen.“

Erhub sich ein groß Gemurmel und Unruhe, und der Hauptmann sprach: „Warum nicht?“

Da nahm ich all meine Kraft und meinen Mut zusammen, daß ich meine Scham und Schande be-

siegte, und sagte: „Mein leiblicher Bruder ist unter den Bundschuh-Bauern. Gestern hab' ich ihn gesehen und ihr alle auch.“

„Wer war es?“ fragte der Hauptmann.

„Der Gefangene hier, der Quacksalber.“

Da fürchte sich seine Stirn. „So frag' ich dich auf Ehr' und Gewissen: hast du ihn aus dem Gewahrsam befreit?“

„Nein, nein“, schrie ich. „So wahr mir Gott helfe! Das habe ich nicht getan.“

Und erzählte der Rottenmeister, daß ich ihn ja gefangen eingebracht hätte.

Der Hauptmann aber prüfte mich scharf und fragte mich abermals auf Ehr' und Gewissen: „Hast dich aber mit dem Gedanken getragen?“

Jost Gutknecht fuhr dazwischen und stieß mit dem Langschwert auf. „Ist ein müßig Fragespiel. Er hat ihn ja nicht freigemacht.“

„Nein, Jost“, sagte ich laut. „Über so er noch einmal in meine Gewalt käme, tät ich's!!“

Da war großes Schweigen, und der Hauptmann sprach nach einer Weile Besinnens: „Schade!“ Er sagte nur das eine Wort. War aber schwerere Verurteilung denn ein langer Richtersermon.

Begriffen's auch alle wohl und wandten sich ab von mir. Und die Fahne wurde fortgenommen und umgekehrt in die Erde gesteckt, bis sich einer gefunden, der ihrer würdig war.

Nur Jost Gutknecht kam zu mir und sagte: „Du

bist kein Schelm, Barthel Grünewald. In alle Zeit und Ewigkeit nicht."

Er gab mir die Hand und drückte die meine. Und war er der einzige, der mich verstand.

*

Bin danach noch bis Ende des Bauernaufbruchs beim Haufen geblieben, aber unfroh des Kriegshandwerks und in stetem Hader mit Gott und Gewissen. Und allgemach haßte ich alles, was dem Kalbfell, so über die Trommel gespannt ist, folgt.

Nun ziehe ich als Krämer durch die Lande, hie und da ein Liedlein singend und die Leute an mich lockend.

Vielleicht, daß ich auf einem Markt jenen Quacksalber wiederfinde, daß ich endlich erkenne, ob es in Wahrheit mein Bruder Kaspar war — oder ob er mich wie ein Spuß genarret.

Und will Kriegsleut und Pfaffen fragen, warum Gott just das deutsche Land so drangsalieret, daß sich allzeit Bruder wider Bruder wendet. Weiß aber schon heut, es wird mir niemand Antwort geben, nicht Pfaffen noch Kriegsleut. . . .



Abſalom

(1610)

Der junge Graf Triberg zögerte. Er sah die aufgeregten kaiserlichen Diener auf der Terrasse durcheinander laufen und wagte sich nicht weiter.

Endlich faßte er einen Betrefften am Arm.

„Es ist doch Seiner Kaiserlichen Majestät kein Unglück geschehen?“ fragte er ängstlich.

„Nein. Aber dem Löwen.“

„Dem Löwen?“

„Mehmet ist krank.“ Er riß sich los und eilte fort.

Kopfschüttelnd blickte Graf Triberg ihm nach. Dunkel entsann er sich der Erzählung im Feldlager, Kaiser Rudolf II. halte einen Löwen, mit dessen Leben sein Geschick seltsam verknüpft sei: wenn der Löwe starb, sei auch des Kaisers Uhr abgelaufen.

Und nun hörte er auch ungeheuerliches tierisches Brüllen.

Es kam aus der Gegend des Zwingers zwischen den Mauern der Hofburg. Zwischen ängstlichen Dienern und Wärtern kam der Schloßhauptmann, die Stirn tief gefurcht.

Der Löwe war also krank. Es war kein Zweifel. Wenn es der Kaiser erführe, würde er rasen.

Graf Triberg verwünschte sein Geschick, das ihn gerade in diesem Augenblick hatte hierher gelangen lassen. Aber er konnte sich auch nicht entschließen, zu gehen. Denn wenn die Prophezeiung sich erfüllte und Löwe und Kaiser starben, mußte er all seine hochfliegenden Pläne begraben.

Seine Hände umkrampften fester die Bittschrift, die er auf den Wunsch seiner Mutter dem Kaiser selbst zu überreichen gedachte. Hier — so hatte man ihm gesagt — kam der Kaiser allmorgendlich vorüber, beim Besuch des Zwingers und der Kapelle. Hier konnte er den menschen scheuen, mißtrauischen Fürsten am sichersten von Angesicht zu Angesicht sehen.

Sein Herz klopfte.

Drunten im großen Käfig tobte der Löwe. Er stand hoch aufgerichtet, sich mit den Pranken tief in den Boden krallend. Seine Schwanzquaste peitschte wild die Flanken. Die Mähne wurde von einem Samum geschüttelt und zerwühlt. Die Nüstern waren gebläht. Und dann brüllte er, weh und erschütternd.

Die Affen im Nebenkäfig waren in den höchsten Ast des Baumes geflüchtet und hockten da, furchtsam und verwundert herüberstarrend, lautlos, zitternd. Einige grellbunte Papageien und Uras aber schwangen sich heftig in ihren Ringen und kreischten frech und laut in das Getöse hinein.

Es war, als läge nicht nur körperlicher Schmerz in dem Brüllen Mehrets. Vielleicht hatte der Frühling, der aus Goldregenbüschen Blüten in den Käfig

regnen ließ, das Blut in dem Tiere aufgejagt. Vielleicht hatte ihn die Sehnsucht nach etwas Verlorenem gepackt — nach der maurischen Steppe, über die er in Jugendtagen gejagt — nach leichtfüßigen Antilopen, nach schwerhüftigen Stieren, die vor ihm flohen — nach den Wassern zwischen Palmen und Papyrusgesträuch — nach wild galoppierenden Kamelen am Wüstenrand. Ja, die ganze brennende Sehnsucht nach den verlorenen Steppen und Jagdgründen lag in diesem furchtbaren, ohrenbetäubenden Brüllen.

Den großen, schönen Kopf hielt er beständig in eine Ecke des Käfigs gerichtet, die Augen zornfunkelnd auf einen Punkt gestellt. Es war, als sähe er dort etwas, das ihn schmerzte, weil es so herrlich nahe und doch so schrecklich unerreichbar war. Das Blut, in jahrelanger Haft gebändigt, empörte sich in dem Gefangenen und peitschte ihn zur Raserei, zum empörten Protest gegen sein unverdientes Geschick.

Er versuchte nicht, die Eisengitter zu zerbrechen oder an ihnen zu rütteln. Nein, er gab seinen Wärtern kein lächerliches Bild seiner Ohnmacht und der Schmach seiner versiegten Kraft und verlorenen Freiheit. Nur seinen Zorn konnte er nicht ersticken. Er war mächtiger denn er selber geworden und riß ihn hin in dies tolle Brüllen, das in den engen Wänden des Zwingers vielfaches Echo fand und sich ver-hundertfachte.

Graf Triberg hörte schauernd die Stimme der königlichen Bestie. Der wilde Rhythmus dieser Ur-

waldklage drang tief ins Blut. Noch immer liefen Diener und Wärter, Offiziere und Ärzte durcheinander, ratlos, von Angst gepackt. War es nicht, als seien sie Sklaven dieses tobenden Tieres, das ihr Tyrann war und dessen Unmut ihren Untergang bedeutete?

Allmählich wurde ihm dieser Löwe zu einem Symbolum für den Kaiser selber, für seine Launen, seine faßenhaften Ränke, seinen Blutdurst. Er zitterte jetzt, wenn er an die Begegnung mit dem Tyrannen dachte. Und es bedurfte großer Mühe, ehe er seine erregten Sinne soweit gebändigt hatte, daß er sich den Kaiser wieder als den gnädigen Monarchen vorzustellen vermochte, der sein junges Geschick gnädig erhob. —

Der Löwe gönnte den Menschen keinen Blick. Böse, verachtend streifte sein Auge sie bisweilen, um dann wieder das buntere, stärkere Bild zu erfassen: das Bild seiner Heimat, seiner Freiheit, all des Blutes, das er in wilden Jagden, froh seiner Kraft und seiner Wunden, in heißem Rausch vergossen.

Stundenlang brüllte er dies eine unsichtbare Bild an, bis die Kraft seiner Stimme brach, noch bevor sein Wille ermattete. Von da ab lag er im hintersten Winkel, zerschlagen, gedemütigt, den Kopf auf die Pranken gepreßt, die Augen geschlossen, feuchend und ächzend, Schaumflocken an Mähne und Körper.

Plötzlich teilte sich die Menge der Diener. Der Kaiser kam.

Mehmet hob den Kopf etwas, ließ ihn aber gleich wieder mit dumpfem Brüllen sinken.

„Er ist krank“, sagte der Kaiser entsetzt. „Er ist krank. Aber warum? Warum?“

Seine müden, geröteten Augen glitten blinzelnd über die Wärter, die zitternd am Käfig standen.

„Ihr Hunde habt ihn vergiftet, wie man mich vergiften will. Ihr wollt ihn beiseite bringen, weil ihr wißt —“

Aber er wagte nicht, die schreckliche Prophezeiung zu Ende zu sprechen, an die er dennoch glaubte wie an die Jungfrau. Ein Wärter schob mit einer Eisenstange dem Löwen ein Stück zarten Fleisches näher. Das Tier rührte sich nicht.

„Siehst du Narr nicht, daß er nicht mag?“ schrie der Kaiser erboßt. „Willst du den Kranken quälen und schneller zu Tode bringen?“

Scheu wich der Wärter zurück.

Rudolf trat dicht an den Käfig heran. Leise lockte er den Löwen, die Stirn an die kalten Eisenstangen gepreßt. „Mehmet! Mehmet!“ rief er zärtlich, wie er nie zu einem Menschen sprach.

„Mehmet! Mehmet!“ Seine Stimme ward heiß und schier verliebt. Er warb. Er warb um einen, den er liebte — vielleicht den einzigen, den er je geliebt, weil dieser da sein eigen Leben bedeutete.

„Mehmet! Mehmet!“ Nun drohte er und grollte er, zornig über soviel Widerspenstigkeit, einen Augenblick ganz Mann, ganz Kaiser.

Und dann wieder jäh umschlagend in klägliches Kinderlallen, das um eine zerbrochene Puppe klagt: „Mehmet! Mehmet!“

Alles war vergebens. Bitte und Forderung und unterwürfige Liebkosung. Der Herr der Menschen demütigte sich umsonst vor dem Herrn der Tiere.

„Er widersteht mir“, murmelte der Kaiser. „Er mag mich nicht. Vielleicht zürnt er mir. Mehmet, mein einziger Freund, du lügst nicht wie all diese um mich herum.“ Voll Haß blickte er seine Umgebung an.

Ein Glöckchen klang hell und silbern. Es rief zur Frühmesse.

Jäh wandte der Kaiser sich um.

„Die Schloßwache hat auf die Wärter zu achten. Keiner darf heraus. So dem Tier etwas zustößt, sollen sie am Strick büßen. Und nun laßt mich! Tretet nicht immer so nahe an mich heran! Ich kenne eure Absichten. Auch ihr da — fort!“

Die beiden Pagen, die ihn bis dahin gestützt hatten, sprangen beiseite.

„Ich muß heut allein mit der allerheiligsten Jungfrau sein. Mich dürstet nach ihrem Segen.“

Er ging allein weiter, der Kapelle zu. Der schwere Samtmantel schleppte über die Terrasse.

In diesem Augenblick trat hinter einem hohen Orangenkübel Graf Triberg hervor, in der Rechten die Bittschrift.

Erregt vom langen Warten und dem unver-

muteten Unblick der kaiserlichen Majestät, trat er unsicher näher und kam ins Stolpern. Fast wäre er auf den Kaiser gestürzt.

Der Kaiser schrie auf und taumelte ein paar Schritte zurück.

„Mord!“ schrie er noch einmal.

Im Nu waren die Pagen bei ihm. Der riesige Obrist der Leibwache schlug mit einem Faustschlag den Bittsteller in die Knie.

„Packt ihn! Fesselt ihn! Ins Verließ!“ Der Kaiser schrie mit schriller, sich überschlagender Stimme. „Der Erzsöldner wollte sich an seinem Kaiser vergreifen!“

Der junge Graf sah verstört um sich, keines Wortes mächtig. Der Obrist hatte ihm mit seiner Degenstärke die Arme verschnürt.

Einige Mann von der Leibwache, die ein Pfiff herbeigerufen, nahmen ihn in die Mitte und schleppten ihn fort.

Das welke Gesicht des Kaisers war noch faltiger geworden. Rote Flecken brannten auf den fahlen Wangen.

„Der Löwe hat recht gehabt“, keuchte er. „Nun aber kommt.“

Schwer stützte er sich auf die Pagen.

Als sie ihn wie immer an der Tür der Kapelle verlassen wollten, befahl er ihnen, bei ihm zu bleiben.

Das Dunkel der Kapelle füllte seine Seele mit Angst.

Der Tod saß über dem jungen Triberg. Morgen sollte er sterben. Der Wärter hatte es ihm morgens gesagt und vor einer Stunde der Geistliche.

Gesang frühlingstrunkener Vögel jauchzte in die enge Zelle, in der der Verurteilte auf und ab lief, — immer von der Türe auf die Fensterwand zu, als wolle er dort einen Ausweg suchen.

Er wußte nur zu gut, daß er keinen Ausweg finden würde. Gold besaß er nicht, Verwandte kümmerten sich nicht um ihn, die wenigen Freunde ahnten nichts von seinem Unglück. Und der Kaiser — der Kaiser — — warum verfolgte er ihn mit seinem Haß? Warum gerade ihn, der ihn um einen Posten hatte ersuchen wollen, der es ihm ermöglicht, seine Treue gegen die kaiserliche Majestät an gefährlicherer Stelle zu erweisen, wo Wunden und Auszeichnungen seiner harrten?

Ein dunkles Schicksal schwebte über ihm, der an den Felsen einer dunklen Geburt gekettet war, und hackte nach seinem Herzen.

Eine schwere Kindheit im lichtlosen Schloßchen in der Steiermark — damit fing es an.

Dann war die Frau gekommen, die sich seine Mutter nannte. An einem Wintertag war sie gekommen. Wie hatte er diesem Tag entgegengejubelt! Die Mutter mußte in sechs-spänniger Karosse kommen, Diener vorn und hinten, mit Trabanten, Reitern, Mohren, Zosen und Pagen.

Über sie kam anders. In einem engen, vom Reifeschmutz mit einer Kruste überzogenen Wagen, mit einer stummen Dienerin. Sie kam müde und zerbrochen, wie eine Flüchtlingin. Wie eine Ausgestoßene, die das einsame Asyl des weltverlorenen Schloßleins wählen mußte.

Die Diener flüsterten, sie sei die Geliebte eines hohen, sehr hohen Herrn gewesen und in Ungnade gefallen. — Er hatte ihnen aber derb übers Maul gefahren, also daß sie fürderhin ihre Lasterzunge im Saum hielten.

Mit einem ungeduldigen Lächeln ließ sie die Liebesfongungen des stürmischen Knaben über sich ergehen, ohne sie recht zu erwidern.

Von da ab sah er sie nur zu den Mahlzeiten, in Gegenwart der Diener, wo sie sich italienisch unterhielten, um nicht verstanden zu werden.

Sonst saß Mutter in ihrem Zimmer, auf einer Laute ein Lied klimpernd. Immer dasselbe Lied . . . immer dasselbe Lied . . . Oh, wie es ihn zermartert hatte, immer dieselbe Melodie zu hören! Er stopfte die Finger in die Ohren, wie damals als Knabe. Denn er hörte sie wieder, er hörte sie wieder . . .

Schwere, schwüle Parfüms quollen aus den Zimmern der Mutter, aus ihren steifen Brokatgewändern. Dicke Perlenketten lagen ihr um Hals und Nacken. Leuchtende Steine sprühten aus schweren Ringen.

Eines Tages war alles verschwunden — Schmuck und Wohlgerüche und Lautenlied. Sie ging in Schwarz,

den Rosenkranz zwischen den Fingern, als täglichen Besucher den Schloßkaplan, einen hageren, von Anfechtungen und fanatischen Ideen zerwühlten Mann.

Als sie ihn ins Kloster stecken wollte, rebellierte er zum ersten Male gegen sie. Man schlug ihn und ließ ihn fasten. Aber sein Troß war stärker.

Endlich kam er zur Armee.

Die Mutter murmelte heilige Worte, als er ging. Aber ihrem harten, hochmütigen Gesicht war nicht abzulesen, ob es Segen oder Verwünschung war, was ihre Lippen gesprochen.

Und beim Heere — ach, es war die gleiche Enttäuschung. Im Weidengebüsch und Schilf der Donau liegen, inmitten roher, meist reicherer Kameraden seine Kräfte verbrauchen im ruhmlosen Tagewerk! Denn die Türken waren siegreich, und man kam und kam nicht vorwärts.

Am Freitag vor Eraudi kam eine Botschaft seiner Mutter, mitsamt einer versiegelten Bittschrift, die er dem Kaiser persönlich überreichen sollte.

Und dann war er geritten, durch das Banat, durch Ungarn, bis Wien.

In tollem, verwegennem Ritt. Aus blauer Luft stießen Träume wie Falken auf ihn nieder. Träume von kaiserlicher Gnadensonne. Träume von Heldentaten gegen Polen, Franzosen und Türken. Klio hob den Griffel, seinen Namen in Marmelstein zu graben . . .

Und nun war alles vorbei.

Er war verurteilt. Schwer lastete der Vorwurf, als kaiserlicher Offizier vom Feldheer desertiert zu sein, schwerer der dumme Verdacht, Anschläge gegen die Person des Kaisers geplant zu haben.

Was man denn die Bittschrift nicht? Dann sah man doch seine Unschuld. Warum las sie der Kaiser nicht? Was mochte sie enthalten? Vielleicht — sicherlich — warf sie Licht auf sein Leben. Wieder empfand er Reue, sie nicht — wie er oft auf seinem Ritt geplant — gelesen zu haben.

Müde des Grübelns ließ er sich auf das Feldbett nieder.

Durch das Fensterlein oben wallte die Frühlingsluft herein. Duftete es nicht nach Veilchen und Maiglöckchen? Eine kleine, weiße Wolke schwamm am blaßblauen Himmel. . . Nun wurde sie von der Sonne durchleuchtet. Wie ein Goldhauch wehte sie langsam vorüber. . .

Nein. Noch konnte nicht alles aus sein.

Wieder begann er seine Wanderung, und jedesmal harrte er länger an der Türe. Aber sie war aus dicken Eichenbohlen mit schweren Eisenbeschlägen und mächtigem Schloß.

Gegen Abend, in der Dämmerstunde, kam der Wärter. Er brachte einen Krug Wein. Es geschah zum ersten Male, daß man ihm Wein brachte.

Er trank gierig.

Der Wärter blieb, bis er ausgetrunken. „Wenn Ihr noch mehr begehrt — — —“

Graf Triberg sah in sein zwinferndes, faltiges Gesicht. Es war ein Schurkengesicht, gezeichnet vom Unblick vieler Verbrechen und Theilnahme an ihnen.

Bisher hatte er ihn gefaßt. Aber in diesem Augenblick durchfuhr es ihn: hier war der einzige Weg zur Rettung. Wer ihm, dem Gefangenen, Wein anbot, mochte auch mehr geben.

„Laß mich heraus“, sagte er. „Du sollst es nicht bereuen.“

Der Alte trat zurück. „Das kann mich den Kopf kosten, Euer Gnaden.“

„So komm mit mir! Ich entschädige dich reichlich, fürstlich, königlich. Sei kein Narr!“ Er redete sich in Möglichkeiten hinein, die sich nie erfüllen könnten. Seine Mutter sei reich und habe schwere Kassetten voller Juwelen und Gesckmeide.

Der Wärter lächelte.

Der junge Graf sah nicht die Hinterhältigkeit seines Lächelns. Er sah nur, daß er den steinernen Mann gerührt hatte.

„Nicht wahr, ich bin noch viel zu jung, um zu sterben? Ich bin nicht feige. Aber mit meinen zweiundzwanzig Jahren zu sterben — Welch ein Gedanke! Ich kann in den Dienst der Republik Venedig treten, wenn der Kaiser mich durchaus nicht will, oder in spanische Dienste. Tausend und aber tausend Wege gibt es für mich. Nur den einen darf es nicht geben: den ich morgen früh antreten soll.“

Und dieser Gedanke an die Morgenstunde des nächsten Tages, da er sein Haupt auf den Richtblock legen sollte, gab seiner Phantasie Flügel.

Er sah jetzt sein späteres Leben in Glanz und Gloria. Er sah Fahnen im Winde sich blähen. Er hörte Fanfaren ihn von Türmen begrüßen. Er hörte Divatrufe und feierliches Glockengeläut beim Einzug in eroberte Städte.

Der Alte lachte verächtlich.

Graf Triberg hielt erschreckt im Reden inne. Angst stieg an sein Herz. Eben hatte er vermeint, ihn überredet zu haben. Jetzt sah er ihn von sich weichen.

„Die Bittschrift!“ Sie fiel ihm plötzlich ein. „Hat man dem Kaiser die Bittschrift gegeben?“

„Ja.“

„Hat er sie gelesen.“

„Das weiß ich nicht. An den Kaiser gelangen viel Bittschriften, die er nur von seinen Sekretären lesen läßt.“

„Aber wenn diese sie lesen, dann sehen sie doch —“

„— daß Ihr eines hohen Herrn Sohn seid, ja.“

Graf Triberg sah ihn groß an. „Du weißt?“

Der Wärter neigte sich zu ihm und flüsterte: „Des allerhöchsten Herrn!“

Der junge Graf trat zurück. Seine Pulse flogen.

„Ich wage es nicht auszudenken. Sollte es wirklich sein? Sollte meine Mutter —. Ja, es kann alles sein. Aber dann bin ich gerettet.“

Meinst du, der Kaiser werde mich verurteilen, mich, seinen —“

Der Alte lächelte böse. „Wäre besser, so man es nicht wüßte.“

„Über warum?“

„Sind zu viele, so von Kaisers Gnaden leben und keinen neuen Bewerber dulden mögen, zumal einen so gefährlichen —“

„Das ist alles gleichgültig. Ich muß den Kaiser sehen und mit ihm reden können, ehe es zu spät ist. Dann wird —“

Mitten im Satz stockte er.

Er entdeckte, daß die Türe hinter dem Wärter offen geblieben war. Nur eine schmale Ritze breit. Ein letzter Sonnenstrahl glitt hinein . . . wie ein Gruß von Leben und Frühling draußen . . . wie eine goldene Brücke zu Leben und Frühling.

Rasch prüfte er das Gesicht des Wärters, der teilnahmslos auf den leeren Weinkrug zu blicken schien. Da nahm er all seinen Mut zusammen und rannte gebückt gegen ihn. Er überrannte ihn und stürzte hinaus.

Die Tür schlug er zu und schob noch den eisernen Riegel von draußen vor.

Einen Augenblick horchte er noch. Von drinnen kam kein Laut. War der Alte vom Sturz betäubt? Um so besser. Vielleicht zögerte er auch absichtlich, um ihm Raum zur Flucht zu lassen, späterer dankbarer Entschädigung gewiß.

Aber als Graf Triberg den Gang entlang lief und zur Treppe umbog, sah er zwei Musketen auf sich gerichtet.

Und in dem Augenblick, der zwischen dem Aufleuchten der Musketenläufe und dem Ausblitzen der Schüsse lag, begriff er, daß er in eine Falle geraten war: man hatte nicht gewagt, ihn hinzurichten, und mordete ihn mit einem Schein des Rechts beim Ausbruch aus dem Kerker.

„Ich bin des Kaisers Sohn!“, sagte er laut. Dann quoll ein Blutstrom aus dem Halse, und er stürzte vornüber auf die steinernen Stufen.

3.

Ein feiner, roter Streifen im Osten kündete den neuen Tag an.

Der Geheimschreiber, der zu der frühen Stunde geholt war, trat erregt zum Kammerdiener: „Steht es schlecht mit dem Kaiser?“

„Er hat die ganze Nacht mit den Astrologen verbracht. Er verträgt das Nachtwachen nicht mehr.“

„Wer ist bei ihm?“

„Der Pater und der Arzt.“

„Melde mich an!“

„Ihr werdet erwartet. Er ist schon ungeduldig.“

Drinne im Dämmerchein saß der Kaiser im Lehnstuhl. — Ein Bärenfell war ihm über die Füße gebreitet. Eine schwarze Seidenkapuze rahmte seinen Kopf grotesk ein.

Die ewig entzündeten Augen in dem fahlen Gesicht zwinkerten den Eintretenden an.

Er fühlte sich wohler. Er schrieb das dem wertvollsten und sichersten aller Heilmittel zu, das er eben eingenommen: es waren pulverisierte Diamanten.

Häftig winkte er dem Arzt und dem Jesuiten ab und wandte sich dem Geheimschreiber zu. „Ich habe die Bittschrift gelesen, die dieser junge Mann Uns neulich so ungeschickt überreichte. Was sagst du dazu? Er ist Unser Sohn.“

„Ich verstehe nicht recht —“

Der Geheimschreiber log. Er hatte die Bittschrift ebenso gelesen wie die gesamte nähere Umgebung des Kaisers, mit der er den Plan zum Beiseiteschaffen des Eindringlings gefaßt.

„Er ist wirklich der Sohn der Gräfin Triberg, die Uns einst nahestand. Sie mischte sich in politische Dinge. Darum mußte sie fort. Aber der junge Mann — felix heißt er mit Vornamen, felix, der ‚Glückliche‘ — Wir wollen keinen Infelix aus ihm machen — er muß eilends rehabilitieret werden. Wir wollen ihm seine Unbesonnenheit in Gnaden verzeihen. Wir wollen, daß er eine hohe Stellung einnehme, die seiner Geburt ebenbürtig ist.“

„Es ist unmöglich, Majestät.“

Der Kaiser fuhr zischend auf. „Wir befehlen es und du sagst ‚unmöglich‘? Wir brauchen Getreue gegen den Matthias. Und wer wird verlässlicher sein, denn Unser eigen fleisch und Blut?“ Er sank

matt in den Sessel zurück. „Der Löwe frißt wieder. Er heult nimmer. Er ist die Gesundheit selbst. Was sagst du dazu?“

„Daß Eure Kaiserliche Majestät gerettet sind.“

„Ja, nicht wahr?“ - Er lächelte glücklich. „Ich muß einer mir drohenden Gefahr entgangen sein. Auch die Konstellation ist gut. Nur Saturn macht mir etwas Sorge. Und Mars tritt mir wiederum zu nahe. Aber gleichviel — ich bin gerettet. Nun schick' einen Boten — nein, geh' selber und hole Graf Triberg aus dem Kerker und bring' ihn her!“

„Es ist unmöglich, Majestät. Der Gefangene hat sich zu einem Fluchtversuch hinreißen lassen und ist dabei von der pflichttreuen Wache erschossen worden.“

Der Kaiser schlug die Hände vor das Gesicht und stöhnte.

Der Geheimschreiber sah, daß er weinte. Es ist doch gut, dachte er, daß wir diesen Ausweg gewählt haben. Er wäre gefährlich worden.

Plötzlich ließ der Kaiser die Hände sinken. „Wann geschah das? Um welche Stunde?“

„Gestern abend um die siebente Stunde.“

Der Kaiser sprang auf. Das Fell glitt beiseite. „Um die siebente Stunde?? Das ist die gleiche Stunde, da Mehmet wieder zu fressen begann!!“ Seine Augen bekamen einen weltentrückten, ekstatischen Glanz. Das Geschick hatte gewarnt. Also war er doch schuldig. Vielleicht hat sie ihn angestiftet. Vielleicht steckt auch

Matthias dahinter. Der Bruder wider den Bruder —
der Sohn wider den Vater! Was für Zeiten!

Ein Glöckchen läutete silbern und hell.

„Es ist Zeit und wahrscheinlich Grund zum Beten.
Gott und die allerheiligste Jungfrau haben es gnädig
gefügt.“

An der Türe wandte er sich um. „Notiere dir
übrigens auf, daß wir die Bilder des italienischen
Malers, den der Spinola empfohlen, für die Kapelle
kaufen.“

„Sind es die Bilder, die im Vorraum stehen?“

„Ja. Komm! Sieh sie dir an!“

Der Kaiser nahm ihn am Arm. Er war äußerst
gnädig und voll heiterer, selbstsicherer Laune, wie
man ihn lange nicht gesehen.

Mit strahlender Miene wies er auf die großen,
in goldenen, reich durchbrochenen und verschnörkelten
ovalen Rahmen gefaßten Bilder, die dort an der
Wand standen.

Es waren ihrer sechs. Und der Maler hatte in
ihnen die Geschichte des Königs David erzählt, da
er um seinen Sohn Absalom klagte, der von Joab
gerichtet ward . . .

Die gemordete Heimat

(1632)

100

Die Fenster „Zum güldenen Hahnen“ waren aufgerissen. Von draußen quoll Duft von jungen Rosen, welkenden Lindenblüten und Geruch von Misthaufen zugleich mit wildem Gebrüll und tobendem Singsang.

Christoph Wipplen saß stumm in seiner Ecke, nagte an Brot und Speck und trank den roten Wein in langsamen, tiefen Zügen.

Der Wein war herb und sauer, ein rechter Rachenputzer. Aber ihm dünkte er schön und lieblich. Die Herberge war niedrig, verräuchert und schmutzig. Aber ihm dünkte sie wohnlich und behaglich, denn Christoph Wipplen war wieder in der Heimat. . . In der Heimat.

Von hier aus waren es noch drei Stunden Wegs nach Hause. Den Berg hinauf, dann links am Höhenrücken entlang. An dem alten, moosbewachsenen, steinernen Kreuz führte ein schmaler Fußsteig durch Weinberg und Gärten hinab ins Dorf.

Christoph kannte noch jeden Schritt. Er sah noch jeden Baum vor sich, jeden Stein am Wege, jedes Haus, das drunten aufleuchtete durch das

Blättergewirr. Er sah den gelben Kirchenhahn auf dem Turm in den Himmel schreien.

Ja, er sah noch alles und war doch lange weg gewesen. Wie lange eigentlich? Zehn Jahre? Zwölf Jahre? Wenn er die Winterquartiere nur wüßte, die er inzwischen bezogen, wollte er's bald haben.

Als halber Bub noch war er auf und davon gegangen auf die Wanderschaft, bis er in Sachsen sich dem kurfürstlichen Heer angeschlossen und dann dem dänischen unter König Christian.

Diese breite Narbe über der linken Hand, die die Daumenwurzel tief umrandete, schlug ihm der wallonische Reiter aus Tillys Heer, als sie bei Lutter am Barenberg geworfen wurden. Den Winter darnach blieben sie im Mecklenburgischen und dann — —

Der Gesang draußen wurde wilder. Stürmisches Gelächter unterbrach ihn.

„Besauf Er sich am Handgeld“, sagte eine füstelstimme. „Hin ist hin. Und wer weiß, morgen wird Kontribution verteilt.“

„Ich will nicht“, sagte eine helle, klare Stimme, die wie eines Knaben Stimme klang.

„Alsdann hättest nicht Geld nehmen sollen.“ Degenklirren begleitete die Worte.

Christoph Wippen sah durchs offene Fensterlein Lederkoller mit bunten Schärpen darüber, und er sah eine riesige Trommel, auf die nun von brauner

Hand eingeschlagen wurde. Beine und Gesicht konnte er von seinem Platz aus nicht erkennen.

Im anderen Winkel saß ein langer Schwarzer bei einem Krüge Bier. Sein bartloses, eingefallenes Gesicht war bleich und schier wie ein Totenkopf geformt. Er murmelte beständig etwas vor sich hin, und ab und zu lachte er meckernd.

Plötzlich trank er auf Christophs Gesundheit. Der wandte angewidert den Kopf weg, als hätte er nichts gemerkt.

Und wieder lachte der Totenkopf.

Der Wirt trat an Christophs Tisch. „Sind draußen Werber des Herzogs“, sagte er halblaut.

„So steht der Friedländer wieder in kaiserlichen Gnaden?“

„Wird wohl so sein. Heut morgens sind sie gekommen und bleiben acht Tage in der Stadt. Ist schlimmes Volk.“

Christoph wußte nun auch, warum der eine vordem an seinem Tisch gefessen und ihn zu einem Malvaster eingeladen: die Annahme des Trunks wäre als Werbung angesehen worden. Gottlob hatte ihm der pockennarbige Kerl gar übel gefallen, also daß er ihn grob heimgeschickt hatte!

Über lange war hier seines Bleibens nicht: was nicht gutwillig folgte, würde wohl bald mit Gewalt genommen werden.

Christoph war müde vom langen Marschieren. Dierzehn Tage war er nun unterwegs, in Wäldern

nächtigend, den Himmel als Dach, den Mantel als Deckbett. Und ein paar Stündlein Ruhe im kühlen Gemach täten wohl gut.

Aber am Ende konnte er auch unterwegs ruhen. Etwa am steinernen Kreuz, wo er das Dorf schon sah.

Er zahlte.

„Ist besser,“ flüsterte der Wirt, „so Ihr durch das Hofstor und den Garten geht und an der Mauer entlang, sitemalen die Werber —“

Er brach ab.

Denn zwei in jenen Lederkollern und Schärpen, die Christoph schon bemerkt, traten ein, warfen sich auf die Bank und bestellten vom Besten.

2.

Die Stadtsoldaten am Tor riefen Christoph ein grobes Scherzwort zu, als er in seinem zerrissenen Wams die Stadt verließ.

Was focht es ihn an? Er wußte wohl, warum er in diesen wilden Zeitläuften wie ein Bettler, wie ein fahrender Mann ging, er, der in sechs Heeren Löhnung empfangen und in zwanzig Schlachten gestanden und beim Weimarer es leichtlich hätte zum feldweibel bringen können.

Heimlich tastete er an der Rückennaht entlang. Da saßen, sauber eingenäht, die erbeuteten und ersparten Dukaten. Waren ehrlich erworben und schwer mit eigenem Blut bezahlt, nicht gestohlen oder ma-

rodiert wie bei manch anderem, mit dem er Lager, Brot und Weib geteilt hatte.

Nur eines Schelmenstücks besann er sich — damals, als sie das Dorf oben im Pommerschen gebrannt hatten, hatte er mitgehalten.

Er hörte noch das Bitten der Männer, das Jammern der Weiber, das Kreischen der Kinder. Er sah den roten Hahn über die Dächer fliegen. Eine kornvolle Scheuer stob wie ein riesiges Feuerwerk an Festtagen in den Abendhimmel. Die glühenden Körner hatten ihnen Brandwunden geschaffen, und der umfallende Kirchturm hatte den Obristen erschlagen. Und fernher hatte die See gebräust, brüllend und grollend . . .

Keiner vermutete das Geld bei ihm.

Und im Hosensack der Brief hatte für niemand Wert als für ihn. Und war doch sein köstlichstes Besitztum.

Die Sonne brannte auf den Weg. Die helle Landstraße blendete die Augen. Schweiß rann über sein wetterbraunes Gesicht und verklebte die langen Haare.

Über Christoph lachte. Wer hätte ihm wohl vor einem Monat prophezeien dürfen, daß er hier wandern würde?

An einem regnerischen Abend — Meuterei war im Lager gewesen und der Profosß hatte Arbeit gekriegt — war ihm Botschaft durch den Lagerjuden gekommen, er solle nach Hause kehren, Vater läge

im Sterben. Er habe alles verkauft und wolle ihm den Platz angeben, allwo das Geld vergraben läge; so Vater schon tot sei, werde er beim Pfarrer den Plan finden.

Von Stunde an hatte es ihn nicht im Lager gelitten.

Die Heimat lockte. Der Gedanke an Weinberg, Haus und Ackerscholle lockte. Und blendender, verführerischer denn alles lockte das Geld, das da irgendwo versteckt war und auf ihn wartete. In gleißender Helle blendete es durch Nacht und Tag, über das weite deutsche Land hinweg, das zwischen der Heimat und seinem Lagerplatz lag.

In der nächsten Nacht zog er einem gefallenem Troßknecht, dem eine schwedische Stückkugel den Kopf abgerissen hatte, seine eigenen Kleider an und flüchtete in des Toten zerschliffenem Gewand. Mochten sie ihn für tot halten! Er fühlte sich lebendiger denn je.

Das Geld machte ihn frei. Er war des Lagerlebens müde. Das Geld würde ihn zu einem geachteten Bürger machen. In den sicheren Mauern einer Stadt würde er das vergossene Blut vergessen und Leiden und Strapazen. Das Geld war ein sicheres Fundament für die Zukunft. Das Geld war die Sonne, die auf die Welt und seine Wege fürderhin niederlachte.

Als der Wald kam, bog Christoph in ihn ein. Heimat, Heimat! — sang es in den Zweigen. War es nicht herrlich, daß er hier sein konnte? War es

nicht eine wunderbarliche Fügung, daß es ihm besichert war, nach Hause zu kommen?

Die Lerche sang oben, ganz oben Psalme. Der Wald rauschte Choräle.

Zum Beten war es ihm zumute. Lobsingem dem, der ihn aus dem Regen der Pallasche, aus dem Gewitter der Musketen und Kartauten gesund und lebendig hatte hierher kommen lassen!

Aber die Hände hatten sich lange nicht gefaltet. Und am Ende genügte auch der Wunsch —

„Aber ein Versprechen, ein Gelübde, Gott! Wenn ich alles wiederfinde, soll nimmer eine Mordwaffe in meiner Hand ruhen, es sei denn gegen einen freventlichen Störer meiner Ruhe. Die Hand soll wieder lernen, ehrlich zu werfen.“

Der Weg stieg an. Es war schwer, durch Hecken und Unterholz zu kommen.

Der Wald wurde dunkler. Die Stimmen der Vögel verstummten. Die Kronen neigten sich schwer wie unter unsichtbarer, unerträglicher Last. Die Zweige ächzten und knarrten. Ein Specht klopfte und lachte dann frech und grell.

Christoph durchschauerte es.

fremd und unheimlich ward ihm der Wald, voller Wunder und dunkler Geheimnisse.

Er strebte der Straße zu. Aber alles war verwildert und verwachsen, voll dornigen Gestrüpps. Er mußte Umwege machen und fand nicht heraus.

Plötzlich stockte er. Eine Leiche lag quer über

den Weg, ein halb entkleideter Mann mit röthlichem Haar und Knebelbart.

Christoph neigte sich über ihn; er mußte vor kurzem erschlagen sein. An der Schläfe war ein Loch, und das Geriesel des Blutes hatte sich noch kaum verdickt. Er fühlte, daß die bloße Hand — an der anderen saß noch ein schwarzer Stulpenhandschuh — noch warm sei.

Der Tote mochte ein hoher Herr, vielleicht ein Offizier, gewesen sein, der auf der Landstraße geritten und ermordet war; dann hatten ihn die Plünderer hier ins Gebüsch verschleppt, um die Spuren zu verwischen.

Er riß Zweige ab und deckte sie über den Leichnam. Heiß und kalt überrieselte es ihn. Es war sonderbar: soviel Tote und Wunde er auch auf blutgetränkten Feldern gesehen, diese Leiche ließ ihn zusammenschrecken.

Hinter ihm knackte es im Holz.

Er fuhr zurück und deckte den Rücken an einem breiten Eichenstamm.

Ein Hund näherte sich der Leiche und schnupperte. Als Christoph ihn zurückscheuchte, sah er erst, was für ein erbärmliches, ausgehungertes Tier es war. Die Rippen stakten heraus; die gelben Augen brannten tief aus dem schlotternden, struppigen, schwarzen Fell.

Christoph warf ihm ein Stück Brot zu, das er in der Tasche fand.

Von da an ward er den Köter nimmer los, so sehr er ihn auch abwehrte.

Als er endlich die Straße erreicht hatte, stand einer vor ihm. Ein Schwarzer. Der „Totenkopf“ aus dem „Gülden Hahnen“.

„Was willst du hier?“ schrie Christoph.

„Das gleiche wie du“, sagte der andere, hämisch lachend.

„Weißt du, was ich will?“

„Du suchst Tote in deinem Dorf, hihi. Ich desgleichen. Bis zum steinernen Kreuz droben geht auch mein Weg.“

„Will aber nicht mit dir gehen.“

„So geh vor mir!“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Trau dir nicht.“

„So geh ich voran. Folge mir!“

Und wider Willen folgte Christoph dem Schwarzen, mißtrauisch auf jede seiner Bewegungen achtend, den Stock fest in der Hand und ab und zu sich seiner Pistolen und des Dolchs versehend.

Hie und da blickte sich der Totenkopf um, und jedesmal lachte er höhnisch und meckernd.

Stumm, geduckt, mit eingezogenem Schwanz folgte der hungrige Hund.

3.

„Allhier ist das steinerne Kreuz“, sagte der Totenkopf, und wiederum lachte er.

„Wo?“

Christoph Wipplen sah aufgehäufte Wagen-
trümmer, tote, aufgedunsene Pferde, aufgebrochene
Kisten — offenbar Zeugen eines Überfalls, der hier
vor sich gegangen —, alles überwuchert von geilem
Unkraut und Schlinggerant. Eine Schar Krähen
erhob sich kreischend.

„Allhier ist deines Weges Wende“, begann der
Totenkopf wieder. „Dort ist der Weg zum Kirchhof.“

„Ich will nicht zum Kirchhof, du Schwäzker.
Will zu den Meinen.“

„Findest sie alldort am sichersten, hih.“

Christoph sah dem anderen in das böse, lachende
Gesicht.

„Wer bist du??“

„Bist neugierig, Bürschlein?“

Christoph schlug ein Kreuz.

„Hab es wohl bemerkt, daß du hinkst. Und es
sollte mich nicht wundern, so du unter Schwefel-
gestank in die Erde fährst. Aber ich fürchte dich
nicht.“ Und er hielt ihm ein kleines, silbernes
Kruzifix entgegen, das er einst in einer nieder-
gebrannten Kapelle im Böhmischem gefunden hatte.

Der andere meckerte. „Zuviel der Ehre, obschon
ich mit dem Gottseibeius stehe, wie der Friedländer
mit dem Piffkolomini.“

„So sag, wer du bist!“ Und zornig drang er
mit dem Dold auf ihn ein.

Gewandt sprang der andere auf einen der um-
gestürzten Wagen. „Bin hieb- und stichfest. Brichst

das Messerlein entzwei. Verspar es dir! Und willst du wissen, wer ich bin: ich bin der Totengräber und also deiner Heimat Schutzpatron. Grüß sie von mir!"

Beschämt steckte Christoph die Waffe zurück: der da redete irre und war einem Narrenhaus entsprungen.

Ohne sich auszuruhen, stieg er den Weg hinab. Gestrüpp riß an seinem Gewand. Dornen bissen ihn in die Hand. Die Steine der Weinbergsmauern waren herausgerissen, der Boden zerwühlt, die Weinstöcke umgebrochen, abgehauen, zerknickt und zertrampelt. Unkraut schlingerte herum und erwürgte, was noch blühte und knospte.

In Christoph stieg eine wilde Angst auf.

Er hatte nicht gewußt, daß der Krieg auch hierher seine Saugarme gestreckt hatte. War wohl auch nur der Nachtrupp eines Heeres gewesen, der vom Wege abgeirrt war. Sollte er aber bis zu seinem Dorf gekommen sein, würde er sich die Köpfe an dem Mauerlein eingestossen haben, womit es verwahrt war.

Das mußte so sein. Denn was, du lieber Herrgott im Himmel, sollte werden, wenn er niemand drunten fand?? Er wagte diesen Gedanken nicht auszudenken.

Wie kam es nur, daß er noch immer nichts vom Dorf unten sah? Kein Dach, keinen Giebel, nicht die Spitze des Kirchturms? Kein Rauchgefäusel? Waren wohl die Bäume derweilen so hoch gewachsen,

daß sie die Aussicht deckten. Und die Sommersonne blendete seine müden, blinzelnden Augen also, daß er nichts sah — —

Der schwarze Hund trottede immer noch hinter Christoph her. Er warf einen Stein nach ihm, ihn zu verscheuchen. Der Hund heulte nicht auf, obschon er getroffen war. Seine Augen glühten nur tiefer denn vordem.

Nun hörte der Weg ganz auf.

Taumelnd vor Müdigkeit kletterte Christoph über das Steingeröll, das die ausgedörrte, hie und da geplätzte Erde überzog.

Ringsum war eine Wüste.

Die Obstbäume im Tal waren umgehackt oder sie zeigten schwarze, halbverbrannte, angekohlte Äste. Und nun zeigten sich auch Ruinen und Trümmer von Häusern.

Christoph schrie auf.

Hundertmal hatte er das in diesen langen, langen Kriegsjahren im deutschen Lande gesehen. Nie hatte er es für möglich gehalten, daß er es hier, hier wiedersehen würde; denn er hatte nie von Treffen in dieser Gegend vernommen.

Vom Dorf war fast nichts mehr geblieben. Wie leere Gerippe starrte das schwarze Fachwerk einzelner zerstörter Häuser. Vor ihm im zerstampften Gras lag der Kirchenhahn und riß noch immer den Schnabel weit auf. Von der Kirche stand nur noch eine Ecke, und merkwürdigerweise war ein Fenster

darin ganz geblieben; durch das rote Glas flutete die Sonne wie Blut . . .

Christoph jagte durch die tote Dorfgasse.

Seine Schritte widerhallten seltsam, vervielfältigt in der grauenhaften Stille.

Hier hatte des Vaters Haus gestanden. Er erkannte es an den steinernen, moosbewachsenen, in der Mitte rund ausgetretenen Steinstufen und dem „A. D. 1493“.

Das war alles, was übrig geblieben war. Das war alles. Wer gab ihm nun die Kunde, die er verlangte? War alles verloren?

Er empfand einen stechenden Schmerz in der Stirn.

Ohnmächtig sank er hin, mit beiden Armen die väterliche Schwelle umfassend.

4.

Als er erwachte, stand der Mond am Himmel. Sein frommes, mildes Licht umströmte die Ruine des Dorfes.

Entsetzt blickte Christoph um sich.

Wo waren die Menschen geblieben? Hatte man sie verschleppt, Troßdienste zu leisten? Hatte man sie gemordet und verscharrt? Waren sie geflüchtet? Niemand gab Auskunft.

Er stieß an etwas Warmes. Der schwarze Hund hatte sich dicht an ihn geschmiegt.

Diesmal jagte er ihn nicht fort. Schier freute er sich des einzigen lebenden Wesens hier.

Über das Geld? Wo war das Geld?

Langsam stieg er über Gebälk und Trümmer durch die Gasse, um die Kirche herum. Hier mußte das Haus des Prädikanten gestanden haben.

Seine Hände tasteten über Kleider, über Möbelstücke, über Bücher und Papiere.

Das Mondlicht war ungewiß und verblaßte mählich. Morgendämmerung zog herauf.

Aber Christoph Wipplen mochte nicht warten, bis es Tag war. Fieber lag ihm im Blut. Das Geld — das Geld — — wo war es verborgen? Wenn Vater tot war, sollte es der Prädikant wissen — so hieß es im Brief. Wo war der Plan?

Etwas Dunkles huschte über seinen Kopf hinweg. Es klang wie feines Pfeifen. Eine Fledermaus.

Rasch zog er das Feuerzeug aus der Tasche, schlug Stahl auf Stein und entzündete einige Blätter Papier, die er in der Nähe aufgriff. Die kleine Fackel beleuchtete verwüsteten Hausrat, verstreute Andachtsbücher, ein Kreuzifix. Auch hier war kein Mensch. Die kleine Fackel erlosch.

Christoph fröstelte es. Er schlug die Arme um sich und ging auf und ab, soweit es möglich war.

Was ihn anfangs mit Schmerz und Trauer erfüllt, die Vernichtung des heimatlichen Dorfes, war jetzt vergessen. Nur der eine Gedanke brannte in Herz und Hirn: das Geld — das Geld — — wo war das Geld?? Hatte Vater nicht mehr Zeit ge-

habt, es zu verbergen? Und wenn auch der Prädikant nicht da war, wie sollte er es finden?

Hatte er das Geld, konnte er zu Glanz und Gloria kommen im Heer des Schweden oder des Wallenstein. Oder er konnte in Wohlstand leben bis an das Ende der Tage. — fand er es nicht, mußte er Soldat werden, und, wenn der Krieg einmal zu Ende war, Bettler oder Straßenräuber.

Wild und zornig schrie er den Namen des Prädikanten in die Weite. Aber das Echo erschreckte ihn: es hörte nicht auf. Es wanderte von Mauer zu Mauer durch das ganze gespenstische Dorf. Er verstummte und stand von nun an lautlos, in eine Ecke gedrückt, ohne sich zu rühren.

Es brauste und rauschte. War das sein Blut, das in den Adern kochte? War es die See —? Wie wunderbar, daß er just zu dieser Stunde des unbekanntes pommerschen Dorfes gedenken mußte, das er mit verwüstet und verbrannt.

Suchten dort oben auch Menschen wie er Heimat und Vermögen?

„Herr, laß mich's nicht entgelten! Nur dies eine Mal nicht. Ich will's wieder gut machen.“

Endlich kam der Tag. Grau, dunstig, verschleiert, als könne er all dies Elend nicht offenen Auges anschauen.

Wertloser Plunder lag um ihn, armselige Kleiderstücken, zerschliffen und zerrissen, fromme Bücher und Papiere.

Gierig wühlte Christoph in den Papieren. Der Plan — der Plan — mußte er nicht hier sein? Es waren Predigten, Briefe und hier — das waren Aufzeichnungen, von zitternder Hand geschrieben. Die Plünderer mochten dies alles als wertlos beiseite geworfen haben.

Langsam — mit Anstrengung — denn er war des Lesens schier entwöhnt — entzifferte Christoph Zeile für Zeile. Der Prädikant schrieb von dem Überfall der Soldateska auf die Gegend, von Hungersnot, von der Flucht in die Wälder, von der Wiederkehr. Die Blätter waren lose, und da sie zerstreut lagen, war kein Fortgang des Erzählten.

„Bis heute haben wir ausgehalten und hoffen zu Gott —“ Hier brach ein Blatt ab.

„Truppen vom Colorado haben sich gezeigt . . . Heute mit Branntwein das Abendmahl gegeben und des Scheele Kind getauft. Gottes Geist war sichtbarlich unter uns, wie er allezeit da ist, wo sich dreie in seinem Namen versammeln . . . Das Brot reicht noch auf vier Tage . . . Des dahingeshiedenen und seiner Ehefrau nun im Tode nachgefolgten Philipp Wilhelm Wipplen Wunsch, seinen unter die Soldaten gekommenen Sohn Christoph von seinem Ableben zu unterrichten, nach bestem Können erfüllt. Den Plan, auf dem recte verzeichnet, allwo der Philipp Wilhelm Wipplen sein Geld und Wertsachen vergraben, hefte ich bei und —“

Hier hört das Blatt auf.

Der Plan — der Plan — wo war er?

Er warf sich auf den Boden und wendete Blatt um Blatt. Dann trug er sorgsam die Kleiderreste beiseite. Auf den Knien suchte er unter den Steinen und rauchgeschwärzten Balken. Zuletzt stöberte er in der Asche des Herds.

Der Plan war nicht zu finden.

Er stöhnte und schluchzte, betete und fluchte wild durcheinander.

Als er noch einmal am Boden herumtastete, kamen ihm Blattstückchen mit angebrannten Rändern unter die Finger. Auf dem einen Stück las er:

„ . . . Des Philipp Wilhelm Wipplen . . .“
Darunter begann eine Zeichnung, von der nur ein Baum, ein Haus und die Zahl zwölf übrig geblieben war. Das übrige war fort, war verbrannt und für immer vernichtet.

Christoph erstarrte. Denn nun sah er auch: das waren die Blätter, die er selber heute nacht ergriffen und angezündet zur Fackel!! Er . . . selber . . .

Ein Wutschrei saß ihm in der Kehle und wollte nicht heraus. Seine Pulse flogen. Seine Zähne wühlten in den Lippen. Blut rann ihm über das Kinn.

Da hörte er schlürfende Schritte und ein meckern-des Lachen, und er sah das kalte Gesicht des Totenkopfs.

„Du — du —“ schrie er.

Jach sprang er auf in rasender Wut und stürzte

in großen Sägen auf den Verhaßten — in das vorgehaltene Messer des anderen.

Er stürzte hintenüber.

Und während sein Blut in raschen Stößen herausschoß, um in der Heimerde zu versickern, hörte er noch das irre, wilde Lachen des Unbekannten und das Heulen des Hundes, der plötzlich eine Stimme bekommen zu haben schien . . .

Die Umarmung

(1639)

„Schaun, ob du in das Buch des Lebens
bist geschrieben.“

(Martin Opitz.)

1.

Ein warmer, sonnendurchzitterter Augusttag anno
Domini 1639. —

Langsam, den blauen Mantel kokett zurück-
geschlagen, die Hand leicht auf dem Galanteriedegen,
schritt Herr Martin Opitz von Boberfeld über die
Langgasse zu Danzig. Dr. Ölhas, Professor der
Rechte, schritt neben ihm — zur Linken, obschon er
wohl zwanzig Jahre älter sein mochte denn der
Dichter.

„Diplomatie ist eine Kunst gleich der Poeterei“,
sagte Opitz feierlich. „Ich schäme mich nicht, mich
ihrer beflissen zu haben.“

„Sie ist gefährlicher, sonderlich in diesen Zeiten,
und gerade darum für einen rechten Mann reizvoll.“

„Gefährlich? Ich fürchte mich nicht.“

„Das ist ein vorwitzig Wort in diesen blutigen
Zeitläuften, Herr Opitz, dessen sich auch ein so großer
Mann wie Ihr nicht bedienen dürfte.“

Ein eitles Lächeln überflog Opitzens Züge. Er
dachte seiner diplomatischen Reisen im Dienst des
Burggrafen Dohna und seiner Korrespondenzen in

Paris. Dazwischen lagen Dienste für den schwedischen Kanzler Örenstierna und nun auch für den polnischen König Wladislaus.

Er dachte: wenn der gute Doktor alles wüßte, wie würde er über des bewunderten Freundes Gewandtheit staunen, der die alte Weisheit zuschanden machte, daß man nicht zween Herren dienen könne — dem Schweden und dem Polen.

„Gestern bekam ich einen Drohbrief“, bemerkte Opitz leichtthin. „Das schlechte Latein darin roch nach polnischen Mönchskutten.“

Dr. Ölhaf erschrak. „Ihr müßt es dem Rat mitteilen, auf daß er Euch eine Schutzwache gebe. Wolle Gott verhüten, daß einem Fürsten deutscher Poesie, wie Euch, in unserer Stadt ein Leid geschehe!“

„Mich trifft kein Dolsch. Eine Zigeunerin im Böhmischen hat mir prophezeit, ich würde nur an einer Umarmung sterben.“

„Eine seltsame Prophezeiung! Baut aber nicht zu fest darauf und —“

Beide mußten zur Seite springen. Ein Wagen kam angepölkert. Der Führer, ein roher, kräftiger Mensch mit branntwein-gedunsenem Gesicht, peitschte auf die mageren Klepper los und schlug mit gleicher Vehemenz auf die wenigen Passanten ein, die nicht schnell genug ausbogen.

Der Wagen war mit einem leinenen Plan überdeckt. Als er über einen Stein stolperte, lüftete sich die Leinwand, und ein Menschengesicht kam einen

Augenblick zum Vorschein: ein hinten herabhängender, mit blauen Beulen bedeckter Kopf; die Augen standen weit auf, und die Haare hingen lang herunter.

„Wiederum Tote“, sagte Dr. Ölhaf halbblaut und hielt unwillkürlich die Hand wie schützend vor den Mund.

„Die Pest“, sagte Opitz erbleichend.

Sie waren beide stehen geblieben und starteten nun dem Wagen noch furchtsam nach, als er unter Peitschengeknall und Geschrei des Kutschers durch die Renaissancebogen des Langgasser Tors hindurchgepoltert und entschwunden war.

„Am helllichten Tag sollte dergleichen nicht gezeigt werden.“

„Der Toten werden zuviel“, sagte Dr. Ölhaf.

Von da an gingen sie schweigend. Sie vergaßen aller Gespräche über Politik und Poeterei.

Am Haus des Bürgermeisters Johann Zierenberg verabschiedete sich Opitz von dem Doktor, der sich tief verneigte.

2.

„Hast du den Mann mit dem blonden Knebelbart gesehen?“

„Den mit dem blauseidenen Mantel und dem Galanteriedegen?“

„Ja.“

„Was soll's mit ihm?“

„Halt! Komm mir nicht zu nahe!!“

Der Mann in der braunen Kutte legte ein großes Silberstück auf die unterste Stufe der Freitreppe des Zierenbergischen Hauses. „Nimm!“

Der Bettler riß das Geldstück gierig an sich.

„Was soll ich tun?“ fragte er dann. Sein Kopf, in dem die Haut häßlich unter Geschwüren abblätterte, saß tief in den Schultern.

„Nichts Schlimmes. Nur abwarten, bis er herauskommt. Dann bittest du ihn um eine Gabe und —“

„Und??“

„— und umarmst und küßt ihn aus Dankbarkeit. Weiter nichts.“

„Gut. Aber wenn er schreit?“

„Du läufst davon. Sei versichert, daß er dir nicht folgt.“

Der Bettler grinste. „Nein. Mir folgt man nicht. Und was bekomme ich dann??“

Der Mann in der Kutte wies auf das Maul des steinernen Löwenkopfs am Geländer der Freitreppe. „Hier im Maul findest du die gleiche Münze.“

Der Bettler betrachtete das Geldstück, das er vorhin empfangen. „Ein polnisches“, sagte er verwundert. „Ist er Euch verhaßt, wo er doch in Eures Königs Diensten steht?“

Der andere runzelte ärgerlich die Stirn. „Laß es dich nicht kümmern. Tu, wie ich befohlen. Ich gebe acht.“ Und er drückte sich hinter einen breiten Lindenbaum.

Vom Ratsturm schlug es drei, als Martin Opitz das Haus verließ.

Die junge Agathe begleitete ihn bis vor die Türe. Ihre braunen Locken wehten im Wind und versingen sich mit den blonden des Dichters.

„Auf Wiedersehn! Und Dank, daß Ihr mich bescheiden Menschenkind mit Eurem Besuch beehret.“

Martin Opitz neigte sich mit weltmännischer Gewandtheit und küßte ihre Hand. „Der Schäfer kniet vor seiner Galatea“, sagte er, die Hand auf das Herz gelegt. Er lächelte sieghaft.

Agathe errötete und trat ins Haus zurück.

Opitz zögerte eine Weile, ehe er weiter ging. Kam Venus doch noch zu ihm, jetzt, wo er ins vierzigste Jahr ging? War sie immer im Gefolge der Musen?

Die Sonne leuchtete. Die Bäume standen tiefgrün vor den Patrizierhäusern. Die Messingbeschlüge an den Türen blinkten. Der Goldbelag auf der Sandsteinfassade des Artushofes flimmerte. Überall hier in den Palästen wohnten gewichtige, kluge, reiche Menschen, die ihn verehrten. Hohe, gekrönte Herren nannten ihn ihren Freund, und die junge, liebliche Agathe liebte ihn — — o Gott, wie schön war das Leben!

Sein Kopf ruckte noch höher, als er langsam die breiten Stufen herabschritt.

So bemerkte er den Bettler nicht, der, demütig ihm die Hand entgegenhielt.

Nun trat der ihm gerade in den Weg.

„fort mit dir!“

Aber der Bettler wich und wankte nicht. Er grinste ihn an und streckte noch immer die Hand hin.

Da sah Opitz mit Entsetzen, daß diese offene Hand und dies grinsende Gesicht da vor ihm von der Pest gestempelt waren. Er sah Beulen und Schwären.

Rasch griff er in den Beutel und warf ihm ein Geldstück hin.

Blitzschnell griff der Bettler nach der Münze, die in die schmutzige Gasse gerollt war, sprang empor und umarmte Opitz.

Mit unsäglichem Grauen spürte Opitz die feuchten Lippen des zerlumpten Kranken auf seinem Gesicht. Mit aller Kraft löste er sich aus der Erstarrung und stieß den Frechen von sich. Der lief lachend in kurzen Sätzen davon.

Er war gewiß befeffen, dachte Opitz beruhigt. Mechanisch glättete er die bei dem seltsamen Überfall zerknitterten Spitzen an Kragen und Ärmel. Ja, einer aus dem Narrenturm, dachte er.

Diesen Gedanken hielt er krampfhaft fest. Gewaltsam schüttelte er die Erinnerung an die Schwären des Bettlers ab. Die Pestleiche auf dem Wagen vorhin konnte ihn nur darauf gebracht haben. Es war wildes Spiel der Phantasie . . . Das konnte nicht sein. Nein, das durfte nicht sein. So etwas fürchterliches trat nicht an ihn heran.

Un der nächsten Straßenecke sah er einen Mann in einer braunen Kutte. Er mußte ihn schon einmal gesehen haben. In Warschau oder Krakau. Wer war er? Was wollte er hier? Das höhnische Gebaren des Fremden gab ihm zu denken. Es war wohl doch besser, daß er die Schutzwache des Rats annahm. — —

Als er in den Hof der Marienkirche einbog, ergriff ihn ein Schwindel so arg, daß er sich am Gemäuer der alten Kirche halten mußte. Kalter Schweiß rann ihm über das Gesicht. Er spürte den wilden Schlag des Herzens bis zum Halse herauf.

„Und es ist doch kein Kranker gewesen“, sagte er halblaut. „Das verhüte Gott! Kein Kranker darf auf den Gassen umherirren. Die Dame Phantasie hat mich betört und verwirret. Ich muß ja leben! Sie warten ja auf mich. Heut abend schreibe ich das begonnene Poem für Agathe zu Ende . . . Soll ich sie Phyllis nennen oder Lesbia? . . . Und die Korrespondenz für den Schweden und ein Brief an den polnischen — — Nein, nein, es war nur ein armer Narr.“

Er sah um sich. Wo war er denn? Er war in der letzten halben Stunde im Kreise gegangen. Immer um die große Kirche herum. Er lachte. Aber das Lachen klang grell und gequält. Ihm fiel ein, daß er einmal zu Ölhas darüber gescherzt habe, daß er sich seine Grabstelle in der Marienkirche, die eine der größten in der Christenheit war,

aussuchen wolle, da sie seinem Genius ebenbürtig wäre. War er um sein eigen Grab gelaufen?

Er machte kehrt. Er mußte zu Dr. Ölhas, der ein wenig von Medizin verstand.

Aber mit jedem Schritt überfiel ihn lähmender das Bewußtsein, krank zu sein.

Kinder schrieen ihm nach; denn er ging schwankend wie ein Trunkener. Wenn mich nur niemand in dieser Schwäche erspähet — dachte er — mich, auf den ganz Europa blicket!

Nun war er am Langenmarkt. Aber er wagte nicht, ihn zu überschreiten. Die spitzen Giebel der hohen Häuser bogen sich seltsam zur Rechten und zur Linken . . . Die steinernen Figuren bewegten sich und schienen sich aus den Fassaden, darinnen sie seit Jahrzehnten eingelassen, lösen zu wollen . . . Die Casarenköpfe drüben grinsten höhnisch wie schmutzige polnische Mönche . . . Und nun schwang der große Neptun auf dem Rathausbrunnen seinen Dreizack und schleuderte ihn auf den Dichter . . .

3.

Niclassius, der Prädikant der Peter-und-Paul-Kirche, stand an seinem Lager.

„Was ist mit mir?“

„Nichts Schlimmes, Freund. Ein wenig Fieber, als sei ein arger Schreck Euch ins Geblüt gefahren. Man hat Euch im Schlaf bereits zur Uder gelassen.“

„Ja. Ein Schreck war es. Nur ein Schreck.“

Niclassius sah mild zu ihm nieder.

„Gott sei gelobet, daß Ihr wieder redet. Ihr werdet wieder gesund.“

Opitz nickte eifrig mit dem Kopf.

„Ja, ja, ich werde bald gesund. War Galatea nicht da??“

„Wer??“ fragte der Prädikant verwundert.

„Galatea!“ wiederholte der Dichter ungeduldig.

„Ihr träumt, Freund!“

Opitz schloß die Augen. Halblaut sprach er die Verse seines Lieds:

„Sie aber hat die Sinnen
Weit von mir abgekehrt,
Ist gar nicht zu gewinnen,
Als wär' ich ihr nichts wert,
Da doch, was ich gesungen,
Im Britenland erschallt
Und auch mein Ton gedrungen
Bis durch den Böhmer Wald . . .

. . . Bis durch den Böhmer Wald . . .“ wiederholte er ganz laut.

„Ja, ja“, sagte der Prädikant beruhigend. „Wünscht Ihr etwas zu trinken? Oder habt Ihr Hunger? Meine Frau hat ein Hechtlein zubereitet.“

„Ich komme, ja“, antwortete Opitz hastig. „Wenn nur das Brennen im Munde nicht wäre — —“

Der Prädikant gab ihm etwas verdünnten Wein zu trinken.

Die Glocken einer Kirche setzten an. Die Melodie eines alten Kirchenliedes wurde vom Sommerwind herangeweht.

Der Dichter richtete sich auf. „Ich habe nicht immer gut gehandelt. Nein, widerredet nicht! Ich weiß es nur zu gut. Ich habe dem Moloch des irdischen Ehrgeizes allzuviel geopfert. Es genügte mir nicht, ein König im Bettlergewand zu sein — ich meine, ein deutscher Dichter. Ich vermeinte, es den Großen der Erde gleichthun zu können. So opferte ich Ruhe, Zeit und fast das köstlichste Gut, das Gewissen. Nein, widerredet nicht! Heut, wo ich meines elenden Körpers armer Knecht bin, weiß ich, daß ich auf falschen Wegen wanderte. Ich will sie fortan meiden. Ich schwöre es Euch zu.“

„Ihr wart ein schwacher, irdischer Mensch. — —“

„Was ist das aber auch für eine Zeit, in die ich hereingeboren“, klagte Opitz. „Wer vermag in diesen Tagen voll Wehens und Stürmens aufrecht zu stehen? Weiß denn der Kaiser, was und wohin er will? Der Schwede? Der Pole? Der von Sachsen? Die Kronen von uralter Fassung rollen dahin wie Blätter im Herbstwind.“

„Legt Euch nieder!“ bat der Prädikant.

„Ich bin nicht müde. Nur eins quält mich. Weiß man in der Stadt von meiner Krankheit?“

„Nur die Freunde.“

„Das ist gut. Niemand sonst soll es wissen.“

Sie sollen mich nur in Glanz und Gloria kennen mit dem Lorbeerkranz um die gekrönte Stirn."

"Es soll geschehen, wie Ihr gesagt habt."

"Nur der junge Hofmann von Hofmannswaldau, Ihr wißt, der am Gymnasio Studien treibt, soll kommen, so er mag."

"Ich werde es ausrichten."

"Nun geht, Freund!"

Als der Prädikant fort war, schob sich der Tuchvorhang, der das Zimmer in zwei Hälften theilte, auseinander.

Agathe, die draußen gewartet hatte, trat zaghaft herein.

"Ihr seid krank, Herr. Laßt mich Euch diese Blumen geben."

Aber es kam keine Antwort.

Die Anstrengung des Sprechens mochte den Kranken allzusehr geschwächt haben. Er lag stumm, geschlossenen Auges da.

So sah er nicht die letzte Huldigung, die das Leben ihm bereitete.

Agathe legte schnell die roten Augustrosen aus dem väterlichen Garten auf das Lager. Dann flüchtete sie. Ihr wurde bange angesichts des fiebernden Kranken, dessen Antlitz sich merkwürdig zu verändern schien.

Als die Haustüre unten zuschlug, schrak der Dichter zusammen. Seine Hand fuhr nach den Blumen auf der Decke.

Aber er schleuderte sie zu Boden. Denn er hatte in die Dornen gegriffen . . .

4.

In der Nische eines Hauses, dem Opitzschen Hause gegenüber, stand ein Mann in einer braunen Kutte. Seine kalten, grauen Augen sahen das kleine rote Kreuz an, das drüben an der Haustüre angemalt war. Das hieß: hier hause die Pest — geht nicht hinein!

Wer aber war der Kranke darin? Ein armer, ungekannter Bürger? Oder war es der Mann, hinter dem er seit Wochen herspionierte, weil er im Verdacht stand, mit dem Feind zu konspirieren?

Seit zwei Stunden wartete er.

Seit zwei Stunden hatte niemand das Haus betreten.

Das ging so nicht länger. Er mußte sich überzeugen. —

„Auf wen wartet Ihr?“ fragte eine dunkle, drohende Stimme.

Ein kräftiger, untersehter Mann trat auf ihn zu.

Die Hand des Wartenden suchte nach dem verborgenen Dolch unter dem Mönchsgewand. Aber er sah, daß der andere — der Buchhändler Andreas Hünefeld — auf seiner Hut war.

„Auf wen wartet Ihr?“

„Auf einen Unsichtbaren“, sagte der Fremde. Dann wandte er sich und ging.

Hünefeld folgte ihm.trieb sich allerlei landfremdes Volk in der Stadt herum, Agenten der feindlichen Staaten im Reich, die man in Gewahrsam nehmen sollte.

Über am alten Krantor verlor er ihn aus den Augen. Es war, als ob ihn der Schatten des Turms aufgesogen hatte . . .

„Er sah aus wie der Gottseibeius“, dachte Hünefeld.

Dann ging er zum Bürgermeister. Über der war auf dem Rathaus in wichtiger Sitzung.

Auf der Treppe kam ihm Agathe entgegen. „Wie geht es ihm?“

Hünefeld verstand, wen sie meinte.

„An seiner Haustüre ist das kleine rote Kreuz angenagelt“, flüsterte er.

„Wart Ihr bei ihm?“

„Nein.“

Das junge Mädchen sah ihn erschrocken an. „So stirbt er allein?“

„Es ist ja nicht gesagt, daß er stirbt. Ich glaube es nicht einmal. Die Ärzte irren sich oft in diesen Zeiten. Und dann —“ Er erzählte von der Prophezeiung, die Opitz dem Doktor mitgeteilt. „Nur an einer Umarmung kann er sterben — —“

„So ist noch Hoffnung.“ Agathe lächelte glücklich. „Eilt zu ihm! Ich würde es Euch nie vergessen.“

Eine Viertelstunde später saß Hünefeld am Bett

des sterbenden Dichters. Ein süßlicher Duft erfüllte das Gemach; er kam von den Wacholderbeeren, die in einer Pfanne erhitzt waren und die Krankheit vertreiben sollten.

„Lest etwas vor!“

Hünefeld ging zu dem Bücherregal. Italienische Bücher und Klassiker standen da sauber geordnet. Daneben moderne Franzosen — Ronsart, Marot, du Bellay — und Werke der „Fruchtbringenden Gesellschaft“. In einer halbgeöffneten Truhe dachte Hünefeld Manuskripte zu finden; aber er sah Siegel mit Adlern und Löwen darauf. Opitz winkte ängstlich ab. Das waren die Geheimpapiere.

Auf der anderen Truhe lag des Dichters Werk „Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Krieges“. Er schlug es aufs Geratewohl auf und las:

„ . . . Der liebet seinen Freund, der, wenn er schon
muß scheiden,
Ihn gleichwohl bei sich hat und durch Gefahr und
Leiden
In seinem Herzen trägt, sich da mit ihm bespricht;
Den nimmt kein Abschied weg, der Tod auch selber
nicht!“

Die Tränen liefen über das Gesicht des Lesenden. „Freund — Freund“, stammelte er. „Muß es denn sein?“

„Warum weinst du?“ fragte Opitz lächelnd. „Lies doch weiter!“

Hünefeld las gehorsam:

„Wer ist ein Pilgrim hier? Ein jeder, so da lebt . . .“

Hünefeld las mechanisch. Seine Gedanken wanderten. Rings in Deutschland raste der Tod. Eine blutige Welle schäumt seit zwei Jahrzehnten über das Land. Hier in Danzig war Friede. Wäre es nicht schier unsinnig zu glauben, daß Opitz just hier sterben sollte, wohin er vor des Krieges Wüten geflohen war?

„. . . Des leichten Glückes Gunst ist wie des Meeres
Schaum,
Der brauset und zergeht, ist wie ein süßer Traum.“

Opitz unterbrach ihn. „Simon Dach hat in Königsberg gesagt, ich sei der Deutschen Wunder — —“ Über dem verfallenden Gesicht des Dichters lag wiederum das eitle, stolze Lächeln, das Hünefeld so gut an ihm kannte und das ihn in diesem Augenblick so erschütterte.

„Soll ich lesen?“ sagte er, um nur etwas zu sagen.

„Ja. Lies die Stelle, wo ich von den Büchern schrieb!“

Hünefeld überflog die Zeilen und las:

„Er hat dich von der Lust der Bücher weggetrieben.
Schau, ob du in das Buch des Lebens bist geschrieben . . .“

Hünefeld ließ das Buch sinken. Er konnte nicht weiter lesen.

Leise trat er an das Fenster.

Er fuhr zusammen. Drüben stand wiederum der Mann in der braunen Kutte. Aber diesmal war er nicht allein. Drei Männer standen neben ihm. Alle starrten nach oben. Was war das?

In diesem Augenblick schrie Opitz auf. „Die Umarmung“, stammelte er. „Die Umarmung. Der Mensch hat mich ja umarmt!!! Die Prophezeiung —“

Lauflos sank er zurück, die Augen geschlossen. Und Hünefeld erfuhr nie im Leben, wer mit dem Umarmenden gemeint war, ob der große Unsichtbare, der hier längst am Lager stand, oder ein anderer . . .

Denn in diesem Augenblick hörte er Schritte auf der Treppe und fluchen und Lachen.

Er riß das Fenster auf. „Die Scharwache her“, schrie er einem Bürger unten zu. „Die Scharwache! Im Namen des Bürgermeisters!“

Mit einem Fußtritt wurde die Türe aufgestoßen.

„Was wollt Ihr in des Toten Haus?“ keuchte Hünefeld.

„Melchior, halte ihn fest“, sagte der in der Kutte. „Wir anderen suchen indes, was wir brauchen.“

Seine Hände wühlten schon in den Papieren der Truhe. Als er die schwedischen Dokumente fand, lachte er.

„In wessen Namen seid Ihr hier?“

„Im Namen Seiner Majestät des Königs Wladislaus, des Schutzherrn der Stadt.“ Und er

brach den Schrank auf. Die seidenen Gewänder, die Brabanter Spitzen flogen in das Zimmer. Er fand offenbar nicht, was er suchte. Ein polnischer Fluch entfuhr seinen Lippen.

„Das Wichtigste wahrte er sicherlich bei sich.“
Und er trat an das Bett des Toten.

Hünefeld riß eine bronzene, schwere Vase vom Regal und schwang sie als Waffe. „Weg von ihm!“

In diesem Augenblick tönte ein Pfliff und der Marschtritt einer heranziehenden Truppe.

Der Mann in der Kutte sah aus dem Fenster. „Die Scharwache“, sagte er und verschwand in der Türe. Seine Helfershelfer folgten langsamer.

Hünefeld blieb im Zimmer. Er hörte Geklirr von Waffen und Schreie.

„Sei ruhig! Ich schütze dich“, sagte er leise, als wollte er den Schlummer des toten Mannes nicht stören . . .

Jshariot

(1644)

Schnee fiel auf die Stadt. Der erste Schnee in diesem Winter.

Veronika stand am Fenster und lachte. „Nun ist der morsche, wackelige, dreckige Zaun kaltweiß getüncht, und sonder Müh! Nun ist alles rein, Hannes.“

„Wäre es das nur!“ sagte er halblaut. Seine Augen lagen tief in den Höhlen.

Das junge Weib stand am Fenster. Klar zeichnete sich der schlanke Leib und die langen, brandroten Zöpfe gegen das fahle Schneelicht von draußen ab.

Hans Paumgartner hob seine Arme, als ob er nach ihr fassen wollte. Aber die Arme sanken wieder.

Verzehrend blickte er nach ihr. Plötzlich schloß er die Augen und wandte sich ab.

Ein anderes Bild schob sich zwischen ihn und sie. Ein armes, zerbrochenes, elendes Weib lag blutend und stöhnend im Winkel eines Turms . . . Sein eigen ehelich Weib . . .

Veronika lachte. „Sieh nur, welch verwunderliche Kapuze das Brunnenmännlein hat. Wie eines Leibkochs Mütze.“

Als sie noch immer keine Antwort bekam, drehte sie sich um.

Hans Paumgartner saß auf der Ofenbank, den Kopf in beide Hände vergraben, und ächzte.

Ein wilder Zug überflog ihr schönes Gesicht. In ihre weiße Stirn gruben sich schnelle, wellige Falten. Sie huschten darüber hin wie schnelle Schlanglein.

Sie beugte sich über ihn. „Denkst wohl gar noch an sie??“

Hans schwieg. Nur am Zucken seiner Schultern sah man, wie es in ihm arbeitete.

„Denkst noch an sie? Sag!“ Sie stieß ihn fest an.

„Ja“, sagte er leise und sah sie scheu, wie schuld-
bewußt an.

„Bei mir bist und denkst an die Herz??“

„Sie war mein ehelich Weib.“

„Sie war es. Aber nun ist sie eine Herz!“

Eine Weile war er still. Dann fragte er zögernd:
„Glaubst es wirklich und wahrhaftig?“ Und wie ein Hoffnungsstrahl blitzte es in seinen müden Augen auf.

Sie setzte sich neben ihm auf die Bank und streichelte über sein Haar.

„Bist dumm, Hannes. Wie hätten sie sie ansonst gefangen gesetzt?“

„Ja, ja“, sagte er leise.

„Komm! Küß mich!“ Sie drängte sich an ihn.

Er entzog sich dem Duft ihres Haares, ihres Leibes.

„Wenn sie aber dennoch unschuldig war?“, fragte er gequält.

„Du Dummbart! Hat sie nicht Salbe bei sich gehabt?“

„Für Wunden, ja.“

„Und ein Mal hat sie am Leibe.“

„Kein größeres, denn du selber hast.“

Sie sprang auf.

„Willst wohl gar sagen, ich selber sei eine Hexe?“

Er schwieg und sah stier zum Fenster hinaus, an dem sich die flocken vorüberschwangen, in wirbelndem, unaufhörlichem, sinnlosem Tanz wie seine Gedanken.

Sie weinte laut und zerraupte sich das Haar und nannte sich die Unglücklichste der Weiber.

Er blickte sie nicht an.

„Hab' ich dir darum Leib und Lieblosung geboten?“ wehklagte sie.

„Wollt' nichts gegen dich sagen.“ Er hatte das so leise gesprochen, daß sie es kaum verstand.

„Sie hat doch gestanden, daß sie eine Hexe sei, daß sie mit dem Teufel, so als Junker mit rotem Barett zu ihr gekommen, vielviele Male gebuhlt und daß sie Siechtum und Verderbnis auf die Nachbarn gezaubert. Sie hat Wasser in des Bösen Namen ausgeschüttet. Sie hat das Kind der Beestlerin beschrien, also daß es starb. Sie hat mit Aufreckung zweier Finger an ihrer Rechten die heilige Dreifaltigkeit geschworen. Sie hat den Jungen des Borsch begossen, also daß derselbe blind worden.“ Ihre

Stimme senkte sich, als sie fortfuhr: „Der Teufel hat ihr gesagt, so sie sich gegen ihn mit ihrem Blut verschreiben würde, alsdann wolle er sie holen und in die Luft herumsführen, ihr auch sechs Jahre lang gewähren, und was sie begehren und fürnehmen würde, sollte sie alles erlangen; darauf ist er nach vierzehn Tagen wie ein Bote mit einem langen Spieß zu ihr gekommen und hat große glänzende Augen gehabt und sie gefragt: Willst du mein sein mit Leib und Seele? Worauf sie ja gesagt und sechs Striche mit ihrem Blut geschrieben. Jeder Strich hat ein Jahr bedeuten sollen. Sie hat den Teufel Stephan heißen und ihre Hand in seine Hand, so wie Klauen ausgesehen, geben müssen.“

„Woher weißt es?“

„Von des Richters Magd, des Syrlin.“

„Und kann dennoch falsch und falsch sein“, sagte er dumpf. „Auf der Streckbank hat sie's gestanden. Nach drei Tagen folterns.“

„Hast Keu?“

Sie sah ihn prüfend an. Und wiederum huschten die Schlanglein über ihre weiße Stirn.

„Weiß nicht.“ Er sah trübe vor sich hin.

Da sagte sie scharf und schneidend: „Alsdann hättest sie nit selber dem Gericht angeben sollen.“

Er zuckte zusammen wie unter einem Schlag.

Er wollte sagen: „Ich tat's für dich, um dich zu haben.“ Aber er schämte sich seiner Worte.

Gesenkten Blicks erhob er sich und griff nach

Mütze und Mantel und ging hinaus, stumm, ohne ein Wort von Abschied oder Wiedersehen.

Wie aus einer weiten Ferne vernahm er ihr helles, grelles Lachen.

2.

Hans Paumgartner ließ die Spindel fallen, an der er nun seit Stunden herumbastelte, statt zu drehen. Er konnte nicht arbeiten.

Ein Fluch entfuhr seinen Lippen.

Die beiden Gesellen blickten auf, blickten verständnislos einander und dann den Lehrbuben an. Der lachte heimlich.

Der Meister nahm die Arbeitsschürze ab und säubte die Späne vom Gewand.

„Nacht der Meister feierabend?“ fragte der erste Gesell mit harmlosem Gesicht.

Hans Paumgartner schrie ihn an. „Was unterstehst du dich? Vermeinet wohl alle, ihr könnet auf mir herumtanzen? Daß euch das Wetter!“

Der Gesell murrte. Man sei am Ende kein Bube, sich verschimpfieren zu lassen. Fast hätte er gesagt: von so einem — — —

Hans Paumgartner stieß die Türe auf. Gleich danach sahen sie ihn am Fenster vorbeilaufen durch das Schneegestöber.

„Wie einer mit schlechtem Gewissen“, sagte der zweite Gesell.

Der Lehrbube flüsterte: „Wird die Sache sein mit der Meisterin, der Hegl!“

Der erste Gesell zuckte die Achseln. „Ist doch schier zwei Monate her. In der Weinernte war's. War doch bisher vergnügt und guten Muts.“

„Ist aber morgen der Tag, da sie gerichtet wird. Der Scheiterhaufen ist schon aufgestellt.“

„Morgen?“

„Heute, als ich den Stuhl dem Schöffen Syrlin brachte, hat es der Büttel verkündet.“

Der zweite Gesell blickte aus buschigen Brauen auf. „Alsdann kann er lachen. Hat's doch haben wollen.“

„Ist's wahr? Er selber?“

„War dabei, als er's dem Gericht angab. Die Veronika stand draußen vor der Tür und hat gelacht. Wenn er's zuläßt, daß sie gebrannt wird, — keine Stund' bleibe ich länger bei ihm. Und wann ich gehe, speie ich auf die Schwelle des Judas.“

Eine Weile arbeiteten sie.

„Geht mich nichts an“, sagte der erste Gesell endlich. „Menge mich nicht in die Händel anderer. Kehr' ein jeder vor seiner Türe! Tat's gern erleben, so ein sauberes Weibsbild gleich der Veronika hier Meisterin würd'!“

Schmunzelnd strich er das lockige Bärtlein.

Bewundernd blickte der Lehrbub zu ihm auf.

Unterdessen ging Hans Paumgartner durch die Gassen.

Hie und da lockte ein Wirtshauschild. Die

„Traube“, der „Schwan“, der „Eisenhut“, der „Weiße Bär“ und der „Hirsch“, allwo er immer Junstgenossen traf.

Aber er ging in großem Bogen um sie herum und strebte dem Nördlinger Tore zu.

Ein grauhaariger, stämmiger Mann trat aus einem Hausflur und schritt gerade auf ihn los.

„Gott zum Gruß“, sagte Hans Paumgartner. Er sprach bescheiden und unterwürfig und fast verneigte er sich, obschon der alte Kaiblin ein Junstgenosse war.

Der Alte sah ihn groß an, ohne den Gruß zu erwidern, und blickte dann an ihm vorbei, als sähe er ihn nicht.

„Wie steht's?“ begann Hans Paumgartner noch einmal. Aber der alte Kaiblin warf ihm einen Blick zu, der ihm den Mut zum Weitersprechen nahm.

Scheu ging er ihm aus dem Wege.

Wütend knirschte er mit den Zähnen. So war es nun mit allen. Keiner der alten Bekannten grüßte ihn oder sprach gar mit ihm. Wenn er sie besuchte, traf er sie nicht zu Hause, obschon er draußen ihre Stimme gehört. Wenn er an ihren Wirtshaustisch trat, verstummte das Gespräch. Kaum, daß die Becher geleert waren, gingen sie mit stummem Gruß.

Sie mieden seine Berührung, wie man die des Pestkranken meidet. Sie gingen ihm aus dem Wege, wie man dem Henker oder seinen Gefellen aus dem Wege geht.

Einmal — im November — waren Marodeure vom Heere Torstensons am Galgen vor der Stadt gehängt worden. Anderen Tags war von unbekannter Hand ein Zettel am Galgen angeheftet gewesen, worauf stand: „Also möge es Hansen Paumgartner ergehen!“

Die Bürger gaben ihm keine Aufträge mehr. Schon hatte er einen Gesellen entlassen müssen. Kaum vermochte er den anderen genug Arbeit zu geben.

Er schritt rasch aus. Die Häuser in den engen Gassen drückten auf ihn — schier benahmen sie ihm den Atem. Grinsten ihn die Fenster nicht feindlich an? Saßen hinter den runden Scheiben nicht Schmäher und Gehässige?

Hans Paumgartner flüchtete fast aus der Stadt, in der er einst ein geachteter Bürgersmann gewesen, und war erst froh, als er das Tor hinter sich hatte und über das freie Feld nach Dettendorf zu ging.

Der Wind hatte nachgelassen. In leicht sich wiegenden Flocken sank der Schnee zögernd zur Erde.

Aber er ging schweren Schritts, vornübergebeugt, als hätte er sich noch gegen den Schneesturm zu stemmen.

Er wußte wohl, seit wann sie ihn verfeimten und fast ausstießen aus ihrer Gemeinschaft. Seit dem Tage, da er, verblendet von Veronikas Schönheit, sich seines Weibes zu entledigen gedachte und sie als Hege angab. Aber wer wollte ihm nach-

weisen, daß er nicht in gutem Glauben gehandelt? War sie denn die erste gewesen, die den Scheiterhaufen besteigen sollte? Wütete die Heerenpest nicht im weiten deutschen Land, gleich den Söldnerscharen der Potentaten? Und war es nicht ein verdienstlich Werk und Gott wohlgefällig, so man an ihrer Ausrottung half?

In der Dorfschenke nahm er in dem kleinen Erker Platz. Hier war er gern gesehen — hier vertrieb er dem Wirt keine Gäste.

Seit Wochen saß er hier jeden Tag stundenlang, bis die Dämmerung und der Abend kam. Fast war er hier zu Hause. Er, der ein nüchterner, fleißiger Handwerksmann gewesen, trank hier wie ein Soldat und kam Tag um Tag taumelnd in seine Wohnung. In dem roten Wein des Dorfwirts trank er Rausch und Vergessenheit.

Aber der Wein half weniger und weniger. Auch er verriet ihn und ließ ihn im Stich. Wohl trübte er die Gedanken, aber nur, um sie noch mehr zu verwirren und sein müdes Gehirn mit blutigen, entsetzlichen Bildern zu erfüllen.

Dann sah er die wilden, erschreckten Blicke seiner Frau, als der Büttel sie holte. Er sah sie vor dem Richtertisch zusammenbrechen, als er die Anklage wegen Hererei gegen sie erhob.

Wie hatte er nur den Mut dazu gefunden?

Ach, er wußte es nur zu gut: die Veronika hatte sein Blut entzündet. Er hätte damals noch Schlim-

meres für sie getan, als seine Frau aus dem Weg zu räumen — —

Im großen Gastraum spielten zwei Kinder, ein Bub und ein Mädel. Das Mädel ritt auf einem Besen, und der Bub schlug mit einer kleinen Gerte nach ihr.

„Reit, Her!“ sagte er dabei lachend. „Reit! Ist Sebaldusnacht.“

Das Mädchen plapperte unverständliches Zeug wie Hexenformeln.

Die erwachsene Tochter des Wirts aber verwies ihnen das Spiel und war böse und traurig zugleich.

Hans Paumgartner trank Glas auf Glas, und mit jedem Glas wurde er mutloser und düsterer.

Er sehnte sich nach einem Wort mit einem Menschen. Aber er wagte niemand anzusprechen.

Zwei Fuhrleute nahmen auf der Bank am Ofen Platz.

„Morgen ist in der Stadt mancherlei Zulauf“, sagte der eine. „Die Paumgartnerin wird morgen verbrannt.“

„Die Paumgartnerin?“ entgegnete der andere. „Ei, so wollte ich, daß ihr Erzschem von Mann, der sie einer Dirne wegen angegeben, ihr nachfolgete! War eine gute, wackere Frau und nicht schuldiger, denn draußen mein Gaul.“

„Pst!“ machte der Wirt, der eben hinzutrat.

Hans Paumgartner hatte alles gehört.

Er warf das Geld für die Zechen auf den Tisch und ging.

Er ging geduckt und wagte nicht, den Fremden ins Gesicht zu sehen.

3.

Als die Glocke vom Martiniturm Mitternacht schlug, stand Hans Paumgartner vor dem Turm am südlichen Bollwerk.

Dort im Verlies lag Anna, sein Eheweib. Er wußte nur zu gut, wo man die Hengen am Tag vor ihrem Tode verwahrte.

Der enge Platz war still und menschenleer. Der Schnee knirschte laut unter seinen Füßen.

„Anna“, rief er leise, scheu um sich blickend.
„Anna.“

Aber es kam keine Antwort.

Eine Krähe, die der Winter aus dem heimatischen Wald in die Stadt getrieben, flog schweren flugs vom Turm und stieß mißtönige Schreie aus.

Hans Paumgartner zitterte vor Angst bei dem Gedanken, daß man ihn hier entdecken könnte. Aber er hätte um alle Welt den Ruf nicht unterdrücken können. „Anna!“

Was wollte er ihr sagen? Er wußte es nicht. Er wäre in schwerster Not gekommen, wenn er eine Antwort von ihr vernommen hätte. Warum rief er nur ihren Namen? Ein Zwang saß in seiner

dunklen, glücklosen Seele und trieb ihn gegen seinen Willen dazu.

„Anna!“ Der Name klang ihm fremd. Wie lange war es her, daß er ihn gesagt hatte! Dunkel, schwer und traurig kam der Name über seine Lippen, den er einmal unter dem Jauchzen und Glockenläuten seines Herzens gesprochen.

Es kam keine Antwort. Nur einmal war ihm, als höre er ein Stöhnen.

Da fiel er in den Schnee auf die Knie und lehnte den Kopf an den Turm. Tränen liefen über sein Gesicht. „Vergib!“ stammelte er. „Vergib, so du kannst.“

Nichts ließ sich hören. Nein, nein, es war unsinnig, sie zu bitten, nach all dem Grausigen und Blutigen, das er ihr zugefügt. Kein Engel würde ihm vergeben und kein Gott.

Wieder strich die Krähe über ihn hinweg.

Er sprang auf.

Ich muß etwas tun — empfand er — ich muß etwas tun. Aber sein zergrübeltes, zermürbtes Hirn konnte keinen Gedanken fassen.

Langsam strich er durch die toten, dunklen Gassen.

Aus einem hochgiebligen Haus vernahm er Becherklingen und gedämpften Gesang.

Es war das Haus des Schöffens Syrlin.

Da durchfuhr es ihn: der konnte helfen. Er war ihr Richter gewesen. Er mußte wissen, wie sie wieder-

um zu lösen war, nun er, der einzige Ankläger, für ihre Unschuld zeugte.

Schwer schlug der Messingklopfer auf.

Nach einer Weile — nach einer Viertelstunde oder einer Ewigkeit — ging die Türe auf.

Syrilin selber öffnete. Sein starkes breites Gesicht strahlte im Schein des Wachslichts, das er in der Rechten hielt. Sein Atem strömte Weindunst aus.

„Der Paumgartner?“ fragte er laut lachend.

„Ei, willst du jetzt die Veronika anzeigen?“

Hans Paumgartner überhörte den Hohn des gestrengen Herrn und bettelte ängstlich und jämmerlich, daß eine neue Untersuchung in Sachen seines Eheweibes Anna stattfinden möge.

„Ist zu spät.“

„Kann nicht zu spät sein, Euer Gestrengen. Ihr werdet keine Unschuldigen richten wollen.“

„Unschuldige? Wie kommst du auf solch Ammenmärchen? Hast du nicht selber — —“

Hans Paumgartner fiel auf die Knie und streckte die Hände flehend empor. „Hab' gelogen, Euer Gestrengen. Hab' gelogen. Nie hat sie sich mit Salbe bestrichen um Mitternacht. Nie hat sie den Herenritt zum Schornstein hinaus getan. Nie hat sie Leut noch Vieh besprochen. War alles Eug und Trug.“

Syrilin lachte höhnlisch. „Sehe nur, daß die Hege dich zu bezaubern vermocht. Wer hat dich hergetrieben?“

Hans Paumgartner wollte von seiner Seele Not und Bußfertigkeit sprechen. Aber der andere fuhr mit dröhnender Stimme fort: „Der Teufel hat dich hergetrieben!! Du sollst seine Buhle befreien. Wir kennen seine Schliche und Schlingen. Geh nach Hause, Mann! Eine geruhlsame Nacht!“

Er drängte den Bittsteller zur Schwelle und warf die Türe ins Schloß.

Hans Paumgartner nahm seine ruhelose Wanderung wieder auf. Er merkte es gar nicht, daß er barhäuptig ging — seine Mütze mochte im Flur des Syrlinschen Hauses liegen — und daß der Nachtwind um sein Haar wehte.

Nun war alles aus . . . alles . . .

Nun blieb nur eins: morgen angesichts des Scheiterhaufens seine Schuld oder Mitschuld zugestehen und so oder so zu büßen.

Aber würde er denn den Mut haben, Annas Blick zu ertragen? Würde er nicht in Schmach und Schande fliehen müssen?

Die Stadtwache marschierte vorüber. Ihre Fackeln warfen blutigen Schein auf den Schnee, auf blizende Partisanen und Hellebarden.

Noch ein Ausweg war: unter die Soldaten zu gehen und das Leben in die Schanze zu schlagen, gleich, für wen — gleich, gegen wen. Sein Hab und Gut der Stadt lassen und arm, im letzten Gewand vor Morgengrauen hinauswandern. Torstensons Trommel schlug irgendwo und rief.

Und bis dahin —

Er stand an dem eingeschnitten verdeckten Brunnen mit dem Männlein darauf.

Hier wohnte Veronika.

Als er genauer hinsah, schimmerte Licht durch das ausgeschnittene Herz im Fensterladen.

War sie noch wach? Eine schlimme Ahnung überfiel ihn.

Als er sein Ohr näher hielt, vernahm er deutlich Männerlachen. Hastig stieg er auf den Zaun des Vorgartens. Sich an der Hauswand haltend, sah er deutlich Veronika im Arm eines Bärtigen. Ihre brandroten Zöpfe flammten herüber.

Langsam stieg er vom Zaun herab.

Alles fiel von ihm, alle Kraft, aller Wille. Er fühlte nur: sie betrügt mich, sie, um deretwillen . . .

Er wagte nicht, den Gedanken zu Ende zu denken. Ein wilder Ekel saß ihm in der Seele und füllte Herz und Mund mit Galle.

Seine Finger umklammerten einen Strick, der über den Zaun hing. Der Strick hing von einem schweren Nagel am Türpfosten herab. Langsam drehte er ihn zur Schlinge. „Wenn sie morgen mit ihrem Buhlen heraustritt, soll sie mich finden — — —“

Durch die Gasse tönten Schritte.

Hans Paumgartner drückte sich tief in die Türnische.

Zwei Stimmen klangen. Eine dunkle und eine hohe.

Die dunkle sagte: „Nein, heut gebe ich euch keinen gültigen Bescheid, Junker. Heut ist kein Tag, da ein Christ einen wichtigen Beschluß faßt.“

„Warum nicht?“ fragte die hohe Stimme. „Weil heut die Hege brennt?“

„Nein. Aber heute ist der zweite Dezember, der Tag des Ischariot!“

Die Stimmen verhallten. Die Schritte verflangen.

Hans Paumgartner lachte wild auf.

Dann stieg er auf den Zaun und warf sich die Schlinge um den Hals.

Zerschossene Ehe

(1914)

Als der Krieg ausbrach, hatte sie fort wollen. Fort nach Frankreich, nach Paris, nach ihrer Heimat.

„Aber meine liebe, süße Yvonne! Deine Heimat ist doch bei deinem Mann, bei deinem Theo.“

Ihre großen, dunklen Augen sahen über ihn fort in die ferne: auf breiten Boulevards drängte, wogte, wirbelte eine aufgeregte, enthusiasmierte Menge, zerschäumte wie Champagner . . . „A Berlin . . . à Berlin . . .“

„Laß die Völker sich befehlen und bekämpfen. Was kümmert's uns? Wir wollen uns hüten, in die Schußlinie zu geraten, Yvonne. Sonst zerschießen die Granaten noch unsere Ehe.“

„Laß mich fort, Theo. Ich habe nur diesen einen Wunsch. Ich will dir ewig danken, wenn du ihn mir erfüllst.“

„Alles, nur das eine nicht.“

Sie weinte und stampfte mit den Füßen.

Er wies ihr die Unmöglichkeit nach, jetzt, wo alle Züge mit mobilisierten Soldaten gefüllt waren, an die Grenze zu kommen.

„Ich glaub' dir nicht. Ich glaub' dir nicht.“

„Es ist das erstemal, daß du mir nicht glaubst, Vonne.“

Sie lief fort und schloß sich in ihr Zimmer ein.

*

In seiner Not flüchtete Dr. Theodor Claassen zu seinem Bruder Detlev.

Der steckte schon in der feldgrauen Uniform und wirbelte seinen Schnurrbart vor dem Spiegel.

„Na also! Schick sie doch fort!“ sagte er achselzuckend und lachte etwas.

Theodor ging gekränkt fort.

In diesem einen Punkt hatten sie, die sonst die besten Freunde von der Welt waren, sich nie verstanden: seine Ehe war dem älteren Bruder stets ein Greuel gewesen. „Wie kann man nur, Theo, alter Junge! Wie kann man nur!“ . . . „Aber, ich bitte dich, Franzosen sind doch am Ende keine Neger. Laß doch hier deine Rassefragen in der Tasche!“ . . . „Na, ich wünsche euch nur, daß eure Ehe kinderlos bleibt!“ . . . Dieser Wunsch Detlevs war erfüllt worden.

Theodor ertappte sich jetzt — jetzt! — über dem Gefühl: wie gut ist das doch! Ein Kind, das nicht weiß, ob es mit dem Vater jubeln oder mit der Mutter weinen soll, hin- und hergerissen von den Wünschen, den Träumen, den Hoffnungen auf beiden Seiten — wie grausam mußte das sein . . .

Vonne lief zum Bahnhofsvorstand, zum ameri-

fanischen und italienischen Konsul, zu allen möglichen Behörden.

„Sie sind durch Ihre Heirat eine Deutsche geworden, gnädige Frau. Es liegt für uns keinerlei Veranlassung noch rechtlicher Grund vor —“

„Ich eine Deutsche??“

Sie sah die steifen, feierlichen Zimmer zu Hause, sie sah sich im Bois de Boulogne, auf den Champs Elysées, sie sah das rote Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloch des Vaters, des Maire, sie sah die windzerstäubten Springbrunnen von Versailles — — —

„Ich eine Deutsche??“ Sie lachte den Beamten ins Gesicht und sprudelte im nächsten Moment eine flut Verwünschungen, Beteuerungen, Beschwörungen hervor.

Sie „sprudelte“ französisch. In diesem Augenblick tiefster Erregung sprach ihre Seele. Und die sprach französisch.

Man schob sie aus den Büros.

Vonne Claassen mußte in Deutschland bleiben. Sie kam sich wie eine Gefangene, Gefesselte vor.

*

Als die ersten Schlachtberichte — die deutschen Siegesfanfaren — Tränenausbrüche und Nervenschocks bei ihr auslösten, besorgte er ihr auf dem Umweg über eine Genfer Spedition französische Zeitungen.

Grelle flammen schlugen aus den Spalten. Schreie der Selbstbetäubung. Krampfhaftes Ge-

lächter. Erzwungener Siegesfang. Angstvolle Kinder lachten und freischten und sangen im Dunkel . . .

Zwischen den Zeilen stand: Alles ist umsonst — Frankreich kann nicht gerettet werden — Frankreich hat das Siegen verlernt!

Aber Vonne las nicht zwischen den Zeilen.

„Da — da — da! Das ist die Wahrheit!“ Ihre Kohleaugen glühten und sprühten. „Oh, ihr armen, betrogenen Deutschen! Pauvres hommes!“

Zuerst lachte er nur darüber.

Dann versuchte er sie zu überzeugen.

Da waren faustdicke Lügen, die man im Handumdrehen entkräften konnte. Lächerliche Widersprüche Tag für Tag. Die Wahrheit schlug ein Salto mortale und kam wieder auf die Beine . . .

Dieselbe Armee, die vor acht Tagen vollkommen zerschmettert und gefangen war, wurde wieder und zum drittenmal besiegt.

Der deutsche Kronprinz wurde in vier Wochen elfmal gefangen, getötet, schwer verwundet; er beging aus Verzweiflung Selbstmord, plünderte das Schloß einer belgischen Baronin und fiel wieder.

Theodor lachte, daß ihm die Tränen über die Wangen liefen, wenn er diese tragikomischen Hanswurstiaden zeigte. „Liebe, süße Vonne, du mußt doch begreifen . . .“

Sie begriff ihn gar nicht.

Steif bohrte sich ihr Zeigefinger auf die Notiz des letzten Blatts.

Das war die Wahrheit!

„Und wenn morgen das Gegenteil drinsteht?“
Sie zeigte wieder auf das Blatt.

Da wurde er zum erstenmal zornig. „Ihr seid Kinder, du und deine ganze grande nation!“

Sie war gar nicht böse.

„Freutest du dich nicht einst darüber, Theo?“
Und ihr Lachen umgurrte ihn, wie einst im Schatten des Trocadero.

„Ja, im Frieden seid ihr zu gebrauchen. Wie Kinder, solange sie artig sind. Aber hol' der Teufel die Kinder, wenn sie böse werden. Dann werden sie Bestien, Turfos.“

„Und ihr! Und ihr! Ihr mit euren Bayern!“
Da mußte er wieder lachen.

Die Bayern, die vorgestern gemeutert und preussische Bataillone zersprengt hatten und zu den Alliierten übergegangen waren, hatten heute wieder innerhalb des deutschen Heeres unerhörte Schandtaten und Bestialitäten verübt. „Ces sales brigands — —“

„Aber wenn es doch im ‚Matin‘ steht!“

„Mit dir ist nicht zu reden.“ Und er ging fort.

*

Von da an gab er ihr keine französischen Blätter mehr zu lesen.

Aber das verschlimmerte die Situation nur.

„Du hast Angst vor der Wahrheit! Ihr Deutsche könnt die Wahrheit nicht vertragen, ihr Strauße — —“

Er antwortete nichts.

Nur wurde sein Aufenthalt zu Hause von Tag zu Tag kürzer. Die Bürozeit ließ sich gut verlängern. Dann saß er in einem Café und spielte mit einem Bekannten Schach.

„Wie fühlt sich denn Ihre Frau Gemahlin in dieser Zeit?“

„Passen Sie auf Ihren Springer auf!!!“

„Danke . . . Es muß für sie doch eine recht zwiespältige Zeit sein.“

„Gardez!“ zischte er wütend.

Nein, auch das Schach war keine Ruhestätte.

Er ging in Theater, Kinos, Konzerte, Vorträge und sandte seiner Frau Billette für andere Vergnügungsstätten.

So war er einige Stunden länger allein. Ihr Zusammensein beschränkte sich auf den Mittag und die Nachhausefahrt abends, wenn er sie abholte.

Sie sprachen dann von allem möglichen Fremden, fernen. „Der Sänger hatte einen Kloß im Munde? Da wird er ja niemals zu verhungern brauchen . . .“ Sie lachte aus voller Kehle . . . Und die Toiletten ließen zu wünschen übrig . . . und es war doch ein widerlich nasser Winter . . .

Zeitungsverkäufer brüllten draußen Extrablätter aus und sprangen auf das Trittbrett ihres Autos.

Um diese Stunde konnten es nur Siegesdepeschen sein.

Die bunten Blätter flammten durch die Nacht . . .

Aber er bezwang sich und sah krampfhaft fort und sprach ununterbrochen zu ihr, die plötzlich still geworden war.

Endlich schwieg auch er.

Er ertappte sich auf einem bösen höhnischen Blick zu ihr hinüber.

Sie lachte kurz auf.

Er mußte sich gewaltsam zusammennehmen, um ihr dies Lachen nicht zu verbieten. Es verwundete und erbitterte ihn. In dem engen Raum glomm und glutete der aufgeschürte Haß zweier Nationen . . .

*

Eines Abends lag eine Rohrpostkarte auf seinem Schreibtisch.

„Lieber Herr Doktor! Haben Sie schon die neueste Verluſtliſte geſehen? Ihr Herr Bruder wird als ‚vermißt‘ gemeldet. Ich habe ſchon an Genfer Freunde depeſchirt, um —“

Die Karte fiel ihm aus der Hand.

Detlev „vermißt“!

Das war ein furchtbares Wort; die Phantasia öffnete ihre Flügel und flog über dunkle Abgründe; aus tiefer Nacht ſtieg Schmerzensſchrei, Angſt, Stöhnen und Verzweiflung.

Theodor Claassen ſah Licht im Schlafzimmer ſeiner Frau — ſie ſchliefen ſeit langem getrennt — und trat ein.

Sie ſaß im Bett und las einen franzöſiſchen

Roman. Das Gelb des Umschlags stach grell von der blauseidenen Decke ab.

Dies Buch empörte ihn. Es war ein Eindringling, ein höhnischer, frecher Ehestörer. Hatten die beiden ihn nicht betrogen und — wie alle Betrogenen — noch verhöhnt??

„Ich habe da eine Nachricht bekommen“, begann er heiser.

„Ja, ich weiß“, sagte sie. „Du tust mir sehr leid, Theo!“

Also hatte sie seine Karte schon gelesen, wie so oft. Er hatte diese üble Eigenschaft oft an ihr getadelt und zu ändern versucht. Was ihm bisher nur lässchenhafte Naschlust geschienen, war ihm jetzt ein dreister Eingriff in seine Rechte, in sein Heiligstes: in seinen Schmerz.

„Detlev wird vermißt. Vielleicht ist er einem eurer Banditen, den Franktireurs, in die Hände gefallen. Was sagst du dazu, Vonne??“

Sie sah entsetzt in sein vor Grimm und Gram verzerrtes Gesicht. Ihre Augen irrten umher, wie einen Ausweg suchend.

„Das ist doch im Kriege nicht anders“, stammelte sie. „Wenn die fremde Invasion in Deutschland wäre, hättest ihr doch auch Franktireurs —“

„O nein, mein Engel!“ Er trat näher und fuhr in unnatürlich ruhigem, dozierendem Ton fort: „Die geschichtlichen Erfahrungen sprechen dagegen: als der erste Napoleon Deutschland bedrückte, hat sich

kein deutscher Franktireur gefunden. Das liegt am Rassenunterschied, meine Teure. Wir bringen nicht das nötige Quantum Tücke und Unanständigkeit auf . . . Vielleicht liegt Dettlev jetzt in einem Busch, verstümmelt und zerfetzt und zerfleischt von einer französischen Dummdumkugel. Solch eine Kugel schafft Wunden, die nicht zu heilen sind — —“

Sie schrie auf: „Über du weißt ja doch gar nicht —“

Aber nun wußte er schon genau, daß seines Bruders Körper von einem französischen Dummdumgeschloß zerrissen war!

Er keuchte und schrie: „Das paßt zu euch. Das paßt zu euch. Zum Volk der Bartholomäusnacht, der Septembermorde, der Kommuneschlächtereien. Bedenk nur einmal, was eure Zeitungen jetzt herausfordern, was sie uns wünschen.“

Er machte sie für alle Auswüchse eines dunklen, triebhaften Chauvinismus verantwortlich, der sich in wütenden, sinnlosen, kochenden Zeitungstiraden je und je entlud.

„Weißt du, was deine Leute Anno 70 schrieben, als die Lüge aufgebracht wurde, die Badenser schossen mit Explosivgeschossen? Der ‚Gaulois‘ forderte die Verwüstung Badens, die Niedermetzlung aller Männer, die Verschleppung aller Weiber in Waggonladungen nach Frankreich und jubelte: Unsere braven Turkos lecken sich schon die Schnauze! Das seid ihr! Das sind deine — deine — deine Freunde!“

Er trat dicht auf sie zu.

„Willst du mich schlagen?“ schrie sie.

Er zuckte zusammen und ging langsam zurück: er war nahe daran gewesen . . .

Und die furchtbare Erkenntnis dieses Sichselbstverlierens erschütterte ihn, verwirrte und ernüchterte ihn zu gleicher Zeit.

Sie hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen und schluchzte. Die Tränen liefen zwischen den Fingern hindurch, rannen am Handrücken, am Arm entlang in die Spitzenborte des Nachthemdes.

Diese Arme, diese Hände, dies dunkle Haupt hatte er einst mit Küssen bedeckt? Das Haupt dieser fremden Frau? Einst hätte ich all ihre Tränen fortgeküßt, sie weggetrunken — durchfuhr es ihn einmal. Aber der Gedanke flog fort.

Sie kannten einander nicht mehr, wie die Völker sich nicht mehr kennen und verstehen wollten. Wollten auch sie beide einander nicht verstehen??

Er wich langsam zurück bis zur Türe, mit wachsender Verwunderung auf die weinende Frau im Bett blickend.

Er spürte deutlich den kalten Messinggriff der Türe zwischen den Fingern. Das Licht der elektrischen Nachtlampe stach in seine Augen.

Einen Moment zögerte er.

Da wurde ein Rufen auf der Straße lebendig. Ein Wort wurde laut gerufen und immerfort wiederholt. Immer das gleiche Jubelwort. Und nun

begann eine Glocke zu läuten. Andere nahmen den Ton auf und verstärkten ihn. Ein Meer von Glockentönen brauste durch die Stille der Nacht.

„Hörst du die Glocken?“ sagte er leise, ohne Hohn, ganz kalt, wie das Endresultat einer langen, schwierigen Rechnung. „Das sind meine Glocken, meines Volkes Stimmen. Sie sprechen zu mir.“

Sie hielt sich die Ohren zu und blickte verzweifelt um sich. —

Nun war Theo draußen.

Er stülpte sich den Hut auf — den Mantel hatte er noch an — und lief die Treppen hinunter, dorthin, wo die deutschen Glocken stürmten, wo die deutschen Fahnen von Sieg redeten und rauschten . . .

Auch im Vorgarten und auf der Straße mäsigte er nicht seinen Schritt.

Dr. Theodor Claassen lief fort von seinem Hause — von seinem Weib — von seiner Ehe — — —

Tragikomödie

Als ich von der furchtbaren Tat in der Strupp-
schen Wirtschaft hörte, wunderte ich mich nicht,
sondern sagte nur: das mußte so kommen.

Wir, die wir uns die Schicksalstragödien der Alten
vorspielen lassen, wissen ja so genau Bescheid mit
den Wegen der Moira, des Verhängnisses. Und es
gruselt uns lange nicht so wie die Alten, wenn ihr
Atem unsere Wange streift —

Diesmal freilich war es kein Gott und kein König.
Unter dem machten die Griechen es nicht. Die Moira
ist wie alles demokratisiert: diesmal zertrat sie einen
armen, käsebleichen Klavierspieler, den Anton Mun-
zinger.

Und das kam so.

Die Struppsche Wirtschaft „Zum roten Storch“
ist eine der ältesten der süddeutschen Residenz, und die
ältesten Traditionen des Landes haben sich hier ein-
genistet, als könnten sie sich von dem alten Fachwerk
gar nicht loslösen. Es ist genau so dunkel und ver-
baut und so schlecht gelüftet wie zu Urväterzeiten.
Und das Essen ist gerade so gut wie damals. Und
das Kirschwasser ist scharf, daß einem die Luft stehen
bleibt, wenn man es unvorbereitet trinkt. Und Wein

und Bier sind gut. Ein entgleiselter Komiker, den das Bauernblut für die Bühne verdarb, hat hier sein Zelt aufgeschlagen; Papa Küble spielt hier mit paar Gleichgesinnten kleine Bauernstücke, aus alten Kalendarergeschichten und bewährten Volksstückmotiven zusammengeschnustert.

Sie spielen ihre Komödien auf einem winzigen Podium. Mitten zwischen den rauchenden, essenden, trinkenden Menschen — diesen braven Leuten, die auch die Kunst wie etwas Eßbares genießen und darum viel auf die leichte Verdaulichkeit halten. Es ist bei ihnen ein richtiges Kabarett. Und doch — wie welkenweit entfernt vom „lapin agile“ oder der „silbernen Punschterrine“.

„Es folgt eine komische Duoszene: Unverhoffte Vaterfreude!“ wurde an jenem Abend von Papa Küble angekündigt.

Der Klavierspieler spielte eine Art Ouvertüre, und dann kam eine lustige und im Grunde doch traurige Geschichte — also wie eine rechte Komödie. Vielleicht hätte Meister Anzengruber an dem, der sie schrieb, seine Freude gehabt: alles entwickelte sich ohne psychologische Feinheiten, aber logisch und verblüffend echt. Der Schluß war natürlich versöhnlich und fürs Gemüt.

Ein Mädel bringt dem Bauernburschen das Kind und läßt es im Körbchen bei ihm; prompt taucht sein alter, geiziger Vater auf, der nichts ahnt — eine furchtbar natürliche Situation.

Der Sohn: Vater — i möcht' — i hab' —

Der Alte: J' weiß schon: Hunger hast.

Der Sohn: Nein, was anders —

Der Alte: Genier' dich net!

In diesem kritischen Moment quäht der Säugling los. Tableau! Der Alte betrachtet gerührt den kleinen deus ex machina: „Wie kann man nur so ein arm Schluckerl hier liegen lassen! Das arme Würmle!“

Der Sohn: Vielleicht hat sein Vater kein Geld, es zu ernähren.

Der Alte (fest wie der Meineidsbauer): Was 'n richtiger Vater ist, der geht auf die Landstraße und arbeitet sich die Hände blutig für sein Kind.

Der Sohn (bockig): Vielleicht gibt ihm aber sein Vater kein Geld.

Der Alte (geht in die Falle): Dann ist's ein alter Geizfragen —

Das Mädle kommt dazu. Der Knoten löst sich. Der unfreiwillige Großpapa gibt Segen und Geld. Das Kind quäht . . .

Die Männer lachten dröhnend, und manch einer wischte sich eine Träne aus dem Auge.

Alles griff wieder zu den Getränken und ließ dem Klavierspieler sein Ohr, der die Pause „ausfüllte“.

Anton Nunzinger spielte — wie immer — jämmerlich.

Über die Gäste hier waren nicht verwöhnt. Wenn nur der Rhythmus des Walzers zu erfassen war oder

die grellen Töne sich harmonisch dem Gesang der Vortragenden anpaßten, war man zufrieden.

Ja, sie klatschten sogar bisweilen Beifall, wenn er besonders forsch und kräftig gespielt und jene fingerfertigkeit bewiesen hatte, die dem Nichtspieler jenes geheime Grauen vor den menschlichen Fähigkeiten beibringt.

Dann lehnte er sich mit einer Gebärde von einer gewissen Größe zurück, sah einmal nach rechts, einmal nach links und verneigte sich diskret.

Aber das Publikum war dann längst schon wieder mit sich beschäftigt, die „Nummern“ des Abends besprechend und die Gläser leerend. Dann überflog ein Hauch tiefster, dämonischer Verachtung das Rahmkäsegesicht des Pianisten. Er war gewiß für einen Moment auf einer Wolke — da oben, wo die großen Meister sitzen: von Arcadelt an, der dem König Franz von Frankreich vorspielte, bis auf Franz Liszt und so weiter.

Und ein Abgrund trennte ihn von diesen Leuten, vor denen er für eine Mark und das Abendbrot seine Kunst produzierte.

An diesem Abend war er in Begleitung eines Mädchens gekommen. Sie war nicht hübsch, ihre Augen waren wie getrocknete Blaubeeren, und wenn sie lachte, sah man eine Reihe schadhafter Zähne. Aber sie war mit einem gewissen städtischen Schick gekleidet, der hier doppelt auffiel. Er nannte sie Berta.

Seine Augen rollten noch verwegener, seine Krawatte war polizeiwidrig bunt, und er trug eine fast weiße Weste. Und wenn er spielte, warf er den Kopf weit zurück und trat andauernd die Pedale — —

Aus dem Beifallklatschen vernahm er wohl nur das Klatschen ihrer Hände, die klein und viereckig waren. Denn er verneigte sich heute nur nach dem Tische, an dem sie hinter einem Glas Rotwein, das er spendiert hatte, saß.

Tun kam es just an diesem Abend, daß Anton Munzinger das passierte, was notorisch allen großen Pianisten passiert ist: daß er beim freien Spiel stecken blieb.

Deinlich war nur, daß es ein höchst bekanntes Lied war — so bekannt, daß selbst dies Publikum einfiel und die Melodie mitsummte.

Anfangs war er verblüfft und verlegen, und er wußte die Hände nicht zu lassen.

Dann paukte er mit dem Mute der Verzweiflung frisch drauflos, bis immer und mehr Dissonanzen aufschrien.

Wäre er allein gewesen, hätte ihn dies Malheur wahrscheinlich nicht zu schmerzlich getroffen. Aber ein Blick nach rechts genügte ihm, um an „ihrem“ verdutzten Gesicht zu konstatieren, daß sie seine Niederlage wohl begriff. Dies reizte ihn zu immer größerer Waghalsigkeit, bis das Publikum zischte und lachend um Ruhe rief.

Zum erstenmal in seiner Pianistentätigkeit rächte

sich seine Methode, nur Auswendiggelerntes zu bringen: die Walze hatte versagt und sich geweigert, weiterzuschmurren.

Gleich darauf kam eine höchst komische Trioszene: „Der heilige Pamphilius“, die derbe Verulkung eines Frömmers.

Das Publikum vergaß über die Witze der Darstellung die kleine Entgleisung Anton Münzingers.

Aber ich merkte es seinem Gesicht an, daß er es nicht vergessen hatte.

Sein Erstes in der nun eintretenden großen Pause war, daß er einen furchtbar großen „Kirschk“, der ihm unmöglich schmecken konnte — so ein entsetztes Gesicht schnitt er dabei — in einem Zuge trank; das Zweite, daß er, sich durch die Mähne fahrend, seiner „Braut“ von seiner Nervosität sprach und von diesem Publikum, das auch den besten Spieler durch seine Blödsheit aus dem Text bringen könne.

Es war gut, daß keiner auf seine Worte achtete. Sonst wäre es ihm sicher schlecht ergangen.

Berta nickte nur beistimmend und fragte bescheiden, ob sie nicht von den Brezeln haben dürfe, die eben ein alter, schmiereriger Mann an einem Gestell herumtrug.

Anton Münzinger war Gentleman genug, zwei Bündel zu kaufen — einen ganzen kleinen Berg dieses merkwürdigen Gebäcks, das wie Hautschuf, Tragant oder Tischlerleim schmeckte. „Jß nur!“ sagte er mit lässiger Nonchalance. „Es ist noch mehr da.“

Aber sein Opfer war vergebens. Die Götter waren gegen ihn.

Anton Münzinger erlebte an diesem Abend seine zweite entscheidende Niederlage.

Während er sich noch mit Berta unterhielt, trat aus dem Publikum ein kleiner Dicker ans Klavier, sagte kurz: „Sie gestatten wohl, Herr Kapellmeister!“ und setzte sich, ehe Münzinger noch recht antworten konnte.

Und dann spielte er.

Einige Augenblicke währte das Gespräch ringsum noch fort. Dann verstummte es und alles lauschte dem flüssigen, eleganten Spiel des neuen Pianisten.

Er besaß offenbar ziemlich das gleiche Repertoire wie Münzinger. Aber er beherrschte es wie ein Souverän.

Instinktiv begriffen alle, wie hoch sein Spiel über dem sonst hier gehörten stand. Sie ließen Gabel und Messer aus der Hand gleiten, legten sie vorsichtig auf den Tellerrand, damit sie nicht klapperten, und sie setzten die Biergläser neben den porzellanenen Untersatz. Ein Mann, der plötzlich nieste, wurde vor Schreck über seine Unterbrechung einen Moment ganz blaß und entschuldigte sich durch verlegenes Achselzucken bei seinen Nachbarn.

Berta hielt mitten im Brezelnkauen inne und behielt den Bissen eine Weile in der Backe, so daß sie dem Murillofnaben in der Pinakothek ähnelte, der die Melone schlingt.

Über Munzingers Gesicht glitt zuerst ein überlegenes Lächeln, das er festzuhalten suchte. Er erreichte aber nur, daß es zu einem Grinsen wurde, zu einem fatalen Grinsen, das nun festzufrieren schien.

Als das erste Stück aus war, ertönte frenetischer Beifallssturm, wie ihn Munzinger nie erzielt hatte.

Noch beherrschte er sich. Er klatschte sogar vorsichtig mit und sagte zu Berta: „Mit übel, aber das Aueß fehlt ihm!“ Kopfnickend bestätigte sie und begann das zweite Brezelbündel in seine Bestandteile zu zerlegen.

Der Spieler, der sich schon erhoben hatte, war anscheinend durch den Applaus ermutigt und setzte sich wieder hin, um einen Rheinländer zu beginnen, der alle in Bewegung setzte. Selbst die Männer gaben ihren massiven Körpern rhythmische Rucke, als ständen sie auf dem Tanzboden. Und die Augen der Frauen begannen zu glänzen. Auch Bertas Augen . . .

Der Wettkampf war zweifellos ungleich: für den Eindringling war das Spiel ein Nebenbei, ein Vergnügen, eine Spielerei. Für Anton Munzinger aber war das Spiel alles: Erwerb, Leidenschaft, Grundlage seines Selbstbewußtseins. Das alles stand für ihn in Frage.

Sichtlich erwog er die Waffen gegen den gefährlichen Nebenbuhler.

Nachdem er schon lange die Gestalt des Konkurrenten geprüft, aber für seine Armkraft wohl als

zu kompakt erfunden hatte, griff er zu dem verzweifeltsten Mittel, ihn — lächerlich zu machen.

Zuerst nahm er ihm den steifen Filzhut ab und setzte ihn schief auf, so daß eine Gläze sich wie eine Mondsichel abzeichnete. Als das nicht versing, nahm er die Pfauenfeder, die die Soubrette vorhin auf dem niedrigen Podium liegen gelassen hatte, und befestigte sie am Hut des anderen. Der aber spielte während dieser Manipulationen unentwegt weiter und wehrte mit einer kurzen Kopfbewegung ab, als belästige ihn eine Fliege.

Munzinger blickte auf Berta. Über sein Gesicht flog es wie ein Schatten. Ich habe nie vorher ein so verzweifelttes Gesicht gesehen; vielleicht wirkte diese Verzweiflung auch so stark durch den Kontrast des dummen Käsegesichtes, auf dem sie geschrieben stand.

Man darf es nicht vergessen: das Letzte, was er jetzt besaß, war Bertas Anerkennung. Morgen würde er vielleicht entlassen, vielleicht gar durch den Eindringling ersetzt sein. Aber bisher hatte er doch ihre Anerkennung! Der „Künstler“ hatte sein „Publikum“; er konnte mit souveränem Lächeln auf die Gäste des „Roten Storchs“ herabsehen. Vielleicht liebte sie aus Mitleid den Verkannten noch mehr. —

Aber all dies gab es nicht mehr für ihn, seit er ihr böses, höhnisches Lächeln gesehen hatte: jetzt eben war es wieder über ihr Gesicht gehuscht.

Er spielte um ein Reich, und es mußten alle Mittel recht sein — — —

Alles dies muß durch seinen Kopf gegangen sein. Vielleicht nur Schatten dieser Gedanken. Vielleicht wie Reflektoren von Lichtern, die man nicht leuchten sieht. Aber empfunden muß er es haben. Sonst hätte er die unselige Tat nicht tun können, die er jetzt verübte.

Die Tat wäre sonst zu lächerlich-verrückt gewesen, wenn man nicht die Verzweiflung als seinen leitenden Dämon ansehen wollte.

Ich mußte in diesem Augenblick aufbrechen, um rechtzeitig am Bahnhof zu sein, wo ich jemand zu empfangen hatte, und sah beim Verlassen des Lokals nur noch, wie die beiden Komiker aus ihrer Garderobe kamen, zu dem neuen Spieler traten und ihm beifällige Worte sagten — — —

Und nun lese ich die kurze Zeitungsnotiz, daß der Klavierspieler Anton Münzinger einen anderen Spieler hinterrücks mit einem Bierseidel über den Schädel gehauen habe, ohne daß ein feindliches Wort gefallen sei. Er hätte so unglücklich getroffen, daß der andere besinnungslos hingestürzt sei und daß die Ärzte an seinem Aufkommen zweifelten. Münzinger, der die Tat wohl unter dem Einfluß des Alkohols begangen habe, sei verhaftet und vorläufig in die Charité gebracht; denn der Wirt und die Polizei hätten ihn nur mit Mühe den Händen des mit Recht entrüsteten und empörten Publikums entrisßen.

... Nun kommt der Prozeß mit allem Drum und Dran.

Der Vorsitzende wird fragen: „Kannten Sie den Kläger von früher?“

„Nein.“

„Also er hat, was ja auch alle Zeugen bestätigen, Ihnen keinerlei Anlaß zu der rohen Tat gegeben?“

Hier müßte Anton Münzinger antworten: „Er hat mich entwurzelt.“

Aber dann würden die Zuhörer lachen, der Staatsanwalt links würde seinen Zwicker energischer zurecht-rücken, und der Vorsitzende, bestrebt, die Höflichkeitsformen zu wahren, würde sagen: „Was meinen Sie damit? Ich verstehe Sie nicht ganz.“

Natürlich. Wie sollte er das verstehen? In keinem Compendium der Rechtswissenschaften, in keiner Reichsgerichtsentscheidung steht, daß man einen niederschlagen darf, der einen „entwurzelt“.

Und Anton Münzinger wird etwas stottern und die Achseln zucken und wird nur froh sein, daß Berta seine Dummheit nicht mitangehört hat.

Der Strick für ihn wird langsam und sicher gedreht, und nur eine dürre Zeitungsnotiz wird von ihm reden. Wie ein kleiner, erbärmlicher Halunke wird er erledigt werden. Die Menschen werden ihn anstarren, kalt, hart, gleichgültig, wie die Wände des Gerichtssaals.

Und es macht mich traurig, daß man es keinem recht verdenken kann, wenn er nur achselzuckend von dieser „Tragikomödie“ spricht. Denn ich weiß: man muß sich schon auf dichterisches Projizieren verstehen,

um auch hier die Hand der erhabenen, allmächtigen Göttin — der Moira, des Verhängnisses — zu spüren, an deren Walten man noch gestern, im Spiel, glaubte, als sie unsterbliche Heroen und Könige zertrat . . .

Andere Werke von Paul Enderling:

Romane:

„Am fuß des Berges“ (Verlag A. Langen,
München)

„Zwischen Tat und Traum“ (Verlag Cotta,
Stuttgart)

Novellen:

„Der Hungerhaufen und andere Novellen“
(Verlag Cotta, Stuttgart)

„Zwölf Geschichten“ (Verlag Neuß & Jtta,
Konstanz)

„Im Jahr des Friedens und andere histo-
rische Novellen“ (Verlag Salzer,
Heilbronn)

Dramen:

„Ostprenßen“, Schauspiel (Verlag Cotta, Stuttgart)

„Die dunkle Stadt“, Drama (Verlag Cotta,
Stuttgart)

Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart

Dreizehn aus Schwaben

Fröhliche Geschichten schwäbischer Erzähler
Herausgegeben von Hermann Wiffenharter

9. und 10. Tausend. Geheftet M 3,50, gebunden M 5,—

Frankfurter Zeitung: „Die Sammlung hat eine gute Höhenlage, keine papigen Humoresken, sondern Stücke vorsonnener Behaglichkeit, freundlicher Ironie und hin und wieder einen Klang starker lyrischer Reinheit, der stärker als anderes die Heimat verkündet.“

Inselfrühling

Erzählungen von Ludwig Finckh

14.—16. Tausend. Gebunden M 2,80

Süddeutsche Zeitung: „... Wer des Dichters Leben kennen will, muß diesen Band gelesen haben. Aus der friedlichen Insel stillen Glücks, die Ludwig Finckh bewohnt, führt das Bändchen in seinen neuen Stufen hinein in das Leben und Schaffen eines reichen und glückfrohen Menschenkinnes, das auch im Unglück nicht aus seinem inneren Gleichgewicht gerissen wird.“

Ableut'

Geschichten vom Heuberg von Matthias Koch

Gebunden M 3,—

Rölnische Volkszeitung: „Matthias Koch pflegt besonders das Boben-kündige in Brauch und Dialekt und zeichnet uns in seinem reizenden Bändlein kraftvolle Bilder aus dem schwäbischen Bauernleben.“

In den Bubenhofen

Heitere Geschichten von Matthias Koch

Gebunden M 2,40

Augsburger Postzeitung: „Treuerzig und inniglieb kann er sich geben und erzählen, wenn er von den seligen Bubenfreuden im Frühling in Wald und Feld, im Winter in Stall und Haus berichtet. ... Es wird uns selber so eigen zumute, vollends da er auch ganz sympathisch vom Mutterle zu schreien weiß; da ist er gar nicht mehr weit weg vom Meisterdichter der Mutter, von Peter Dörfler.“

Bunte Geschichten

Mären und Schwänke von August Lämmle

Geheftet M 2,40, gebunden M 3,50

Der Beobachter, Stuttgart: „Der Verfasser zeigt auch hier, daß er aus dem Pulsschlag des Volksempfindens und Volksabentens richtig zu lesen versteht. ... es steckt ein Freund in diesem Bändlein, der es mit dem Braven und Verständigen gut meint, und dem man daher auch nichts übelnehmen darf.“

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart

Hans Heinrich Ehrler
Die Reise ins Pfarrhaus

Roman. Geheftet M 5,—, gebunden M 6,50

Stuttgarter Neues Tagblatt: „Dieses köstliche Buch ist mit Goethescher Liebe zur Dichtkunst geschrieben, und Ehrler darf bedauern, daß ihm als Leser einer fehlt, Goethe.“

Berliner Tageblatt: „Man hat nicht das Gefühl, als lese man ein Buch; es ist vielmehr, als höre man einen innig gespielten Choral auf der Orgel, reich an lyrischen Schönheiten. Das ist ein Erziehungsbuch, wenn man will ein Andachtsbuch sogar.“

Briefe vom Land

Roman. 3.—5. Tausend. Geheftet M 3,—, geb. M 5,—

Berliner Zeitung am Mittag: „... Diese ‚Briefe vom Land‘ sind ein frühlingshelles Buch, das ein wenig an die sonnigen ‚Briefe aus meiner Wähe‘ von Alphonse Daubet erinnert... Diese Briefe wirken so schön und wahrhaftig, daß sie menschliche Dokumente zu sein scheinen... Ihre Sprache umschmeichelt uns wie warmer Sommerwind und ist erfüllt von neuen Klängen.“

Der Hof des Patrizierhauses

und andere Erzählungen

Geheftet M 3,50, gebunden M 5,—

Karlstrüher Tageblatt: „Ist Eichendorffs Saitenspiel, das einst Wörte erbe und an Sturm weitergab, wieder zum Klingen gekommen? Hans Heinrich Ehrlers garte Meisterhände berühren die Saiten. Silberhell und glodenrein tönt seine Weise. Ist das noch Prosa, was wir vernehmen? Dann ist's eine Prosa voll Melodie, die Schubert erfonnen haben könnte. Hingerissen von so viel Schmels, überschüttet von Schönheit, dünkt sich eingesponnen in silbernes Füllgran, wer mit empfänglichen Sinnen sich dem Reiz dieser Erzählungen hingibt. Nicht von ungefähr geschieht es, daß Rusit und musische Menschen in fast jeder Erzählung Gang und Haltung der Geschehnisse bestimmen. Selig-beseelt atmet die Landschaft, Lüfte klingen, Menschen blättern sich aus Knospenhüllen auf und neigen sich mit einer leicht rührenden Gebärde wie Madonnaenbilder auf goldenem Grund. Es ist, als erzähle Ehrler fromme Legenden, so innerlich rein und so äußerlich sauber sind seine Gaben. Dabel fehlt ab und zu nicht der Ton leichter Ironie, der uns Heutigen im Blute liegt (Gottfried Keller hätte ihn satter gefärbt), aber immer bricht gerades, klares Gefühl sich Bahn. Mit erlebener Kunst setzt Ehrler die Worte und knüpft sie zu Sätzen; nichts ist ohne Belang, kein leerer Ton bringt eine Stodung. Voll Schwingung ist das innere Gefühl, und restlose Hingabe füllt jede einzelne Erzählung mit der Wärme des Blutes. Reinen Sensationen geht Ehrler nach, er regt nicht mit Bizarrem auf, sondern er hebt uns in die reinen Lüfte edler, etwas weicher, so doch nie sentimentaler Dichtung. Der einer Frau zur Huldbigung die ‚Briefe vom Land‘ schrieb, ist auch hier ein Frauenlob. Liebe zum unverfälschten Menschen, der sein Schicksal aus seinem Herzen empfängt, Liebe zum deutschen Land, zur schönen schwäbischen Heimat speist wie ein guter Regen alle Wurzeln seiner Phantasie in tiefen fünfzehn ‚höher hingebahnten Geschichten‘.“

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart

Hans Reyhing

Burrenhardter Leut'

Geschichten von der Rauhen Alb

9. und 10. Tausend. Geheftet M 3,—, gebunden M 4,50

==== Aus zahlreichen Stimmen der Presse: =====

August Pämme im „Stuttgarter Neuen Tagblatt“: „... Die Handlung ist spannend; die schlichte Sprache erhebt sich oft zu dichterischer Schönheit; die in den Gesprächen verwendete Mundart ist ohne Tadel; Lebensverhältnisse und Menschen sind echt und wahr gesehen; die Frauen sind besonders gut...“

Prof. Wilhelm in der „Schwäbischen Heimat“: „... Seine Geschichten sind wieder einmal Dorfgeschichten, echte und rechte Alldorfgeschichten. Zwischen den Zeilen von Reyhings Erzählungen liegt das lange, sorgfältige Nachdenken über alles Dörfliche und Bäuerliche, liegt die genaue, an das Studium heranreichende Beobachtung von Brauch und Sitte, von Werktag und Erholung, von Arbeitsweise und -werkzeug, von Wohnung und Einrichtung und von so vielen anderen Dingen, die irgendwie Sinnbilder und Zeichen eigentümlichen Lebens sind. Es ist kein schlechtes Zeichen für Reyhing, daß man immer wieder versucht ist, ihn mit unseren besten Dorferzählern, mit den natürlichsten Leistungen von Auerbach, mit Schaumbergers thüringischen Dorfgeschichten oder unter den Gegenwärtigen mit Hans Kaitzel zu vergleichen...“

Sommerjohanni

Seitere Albgeschichten

4. bis 6. Tausend. Geheftet M 3,—, gebunden M 4,50

==== Stimmen der Presse: =====

Süddeutsche Zeitung: „Keine und feine Beobachtungs- und Erzählerkunst ist am Werke gewesen und hat ein Buch geschaffen, das man unserer reifen Jugend und den Erwachsenen in die Hand drücken darf. Nicht starke Leidenschaften und elementare Ausbrüche einer ungezügelten, wilden Phantasie läßt der Dichter in diesen Liebesgeschichten von der Alb sprechen, nein, es sind dieselben geraden, etwas schwerblütigen Leute, wie wir sie aus den Burrenhardter Geschichten kennen. Reyhing hat als einer der besten Kenner dieses Menschenlages den rechten Ton gefunden, um Charakter und Seelenleben darzustellen. Als einer von ihrem Schlage haftet seiner Erzählkunst Alldorf an, Heimatliebe und jene Geradheit und Schlichtheit, manchmal auch etwas von jener Schwermüdigkeit, die uns eben die Alben so lieb macht.“

====
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart

Du suchest das Land heim . . .

Geschichtlicher Dorfroman aus
einer Teuerungs- und Hungerzeit

von E. A. Schnerring

4.—6. Tausend. Geheftet M 6,—, gebunden M 7,50

Aus Urteilen der Presse:

Schwäbischer Merkur: „Dem stillen Kreise unserer schwäbischen Erzähler dürfen wir von nun ab einen neuen Namen anreihen: E. A. Schnerring, der sich mit einem geschichtlichen Roman aus den Hungerjahren 1816 und 1817 gleich im ersten Anlauf als reifer Darsteller ausweist . . . Ein Dorf auf der Rünzinger Alb ist der Schauplatz, auf dem sich im Kampf mit den Mißjahren und allen ihren Folgen: Hunger, Krankheit, Wucher, Härtezigkeit ein gemeinsames Schicksal der Dorfgesossen anspinnt und zu scharfer gegensätzlicher Entfaltung kommt, bis schließlich die bösen Gegenmächte überwunden am Boden liegen . . . Schnerring ist durch und durch Erzähler, die Handlung und ihr oft rätmisches Vorwärtsschreiten bewegt ihn . . . Landschaft und Wetter spielen in dem Hungerroman natürlich ihre wichtige Rolle, aber als Mißhandelte, nicht als einfache Umwelt. Auch der starke sittliche Ton, der aus dem Roman spricht und der heute unter teilweise ähnlichen Verhältnissen besonders stark berührt und berühren soll, bringt aus dem Gehehen. So ist Schnerring gleich ein eigener unter unseren Schwaben. In seiner Sprache ist er überraschend reich an treffenden volkstümlichen Worten und Wendungen, die den Städter vielfach ganz neu anmuten. So ist auch in sprachlicher Hinsicht sein Buch ein reicher Vorn von ländlichem Sprachgut. Wir freuen uns, in seinem Buch ein so gehendes und gutes Werk schwäbischer Heimatkunst begrüßen zu dürfen, und hoffen, daß ihm noch manche schöne Gabe folgen möge.“

Neutlinger General-Anzeiger: „Wer wissen will, was ein gesundes, aufrechtes Geschlecht an Entbehrungen ertragen und wie es in zähem Kampf gegen Mißgunst der Verhältnisse und Mißbrauch amtlicher Gewalt durch Eigenhilfe siegen kann und Herr wird über die widrigsten Zeitumstände und bösesten Anschläge, der greife zu diesem Buche. Schnerring kennt unsere schwäbischen Bayern, seine engeren Landsleute, aus dem Grunde; durchaus lebenswahr und bodenständig sind die Gestalten, die er vor unser Auge stellt, echt und natürlich ist die Sprache, die sie reden.“

Anzeiger vom Oberland, Viberach a. N.: „Die Hauptpersonen sind in ihrem Charakter, ob in gutem oder schlimmem Sinn, trefflich gezeichnet. Umfassende Studien der obrigkeitlichen Verordnungen jener Zeit und eine gründliche Kenntnis des Bauernvolks nach Sprache und Sitten (man beachte die vielen wörtlichen volkstümlichen Redensarten, die der Verfasser seinen Personen in den Mund legt), wirken mit der Kunst Schnerrings, fesselnd und spannend zu schreiben, zusammen, ein Bild echt schwäbischen Volkslebens in trüber Zeit erschauen zu lassen.“

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Wilhelm Schuffen

Vinzenz Faulhaber / Ein Schelmenroman. 7.—9. Auflage.
Geheftet M 3,—, gebunden M 4,50.

Ludwig Finck, Gaienhofen, in den Propyläen, München: „... ein verdammni ernsthaftes Buch, frisch und kräftig, beinahe spröde, ein unverfälscht gutes Buch.“

Meine Steinauer / Heimatgeschichte. 2. Auflage. Geheftet
M 3,—, gebunden M 4,50.

Kreuz-Zeitung, Berlin: „Das ist alles wahrscheinlich, herb, brastisch, ohne jede Rücksicht auf irgendwelche konventionelle Sitte und Gewohnheit, daß es den Leser anmutet wie ein Kühler, erfrischender Luftzug am schwülen Arbeitstage.“

Johann Jakob Schäußles philosophische Ruckuckseier.
4. und 5. Auflage. Geheftet M 3,—, gebunden M 4,50.

Sterntöner Kreisanzeiger und Zeitung: „Wo ich das köstliche Wäsklein auch aufschlagen mag, überall schaut mich das liebe Gesicht eines jener seltenen Menschen an, deren Blick segnet.“

Nedard Rombold / Roman. 2. Auflage. Geheftet M 3,—,
gebunden M 4,50.

Prager Abendblatt: „... ein Kabinetstück an Gestaltungsraft von Charakteren und Zeichnung schwäbischer Landschaftsbilder.“

Der verliebte Emerit / Roman. 3. Auflage. Geheftet
M 3,—, gebunden M 4,50.

Die Post, Berlin: „Die Meisterkunst des Dichters offenbart sich in diesem Roman in ihrem ganzen Glanz.“

Haus Mollenkopf / Erzählung. Geheftet M 3,—, gebunden
M 4,50.

Augsburger Postzeitung: „... Behüt dich Gott, du allzu gutmütiger Faver Mollenkopf, und erzähl' auch vielen anderen Lesern deine muntere und sogar ein bißchen lehrreiche Lebensgeschichte; die wird ihnen die Lasten des Lebens leichter tragen helfen!“

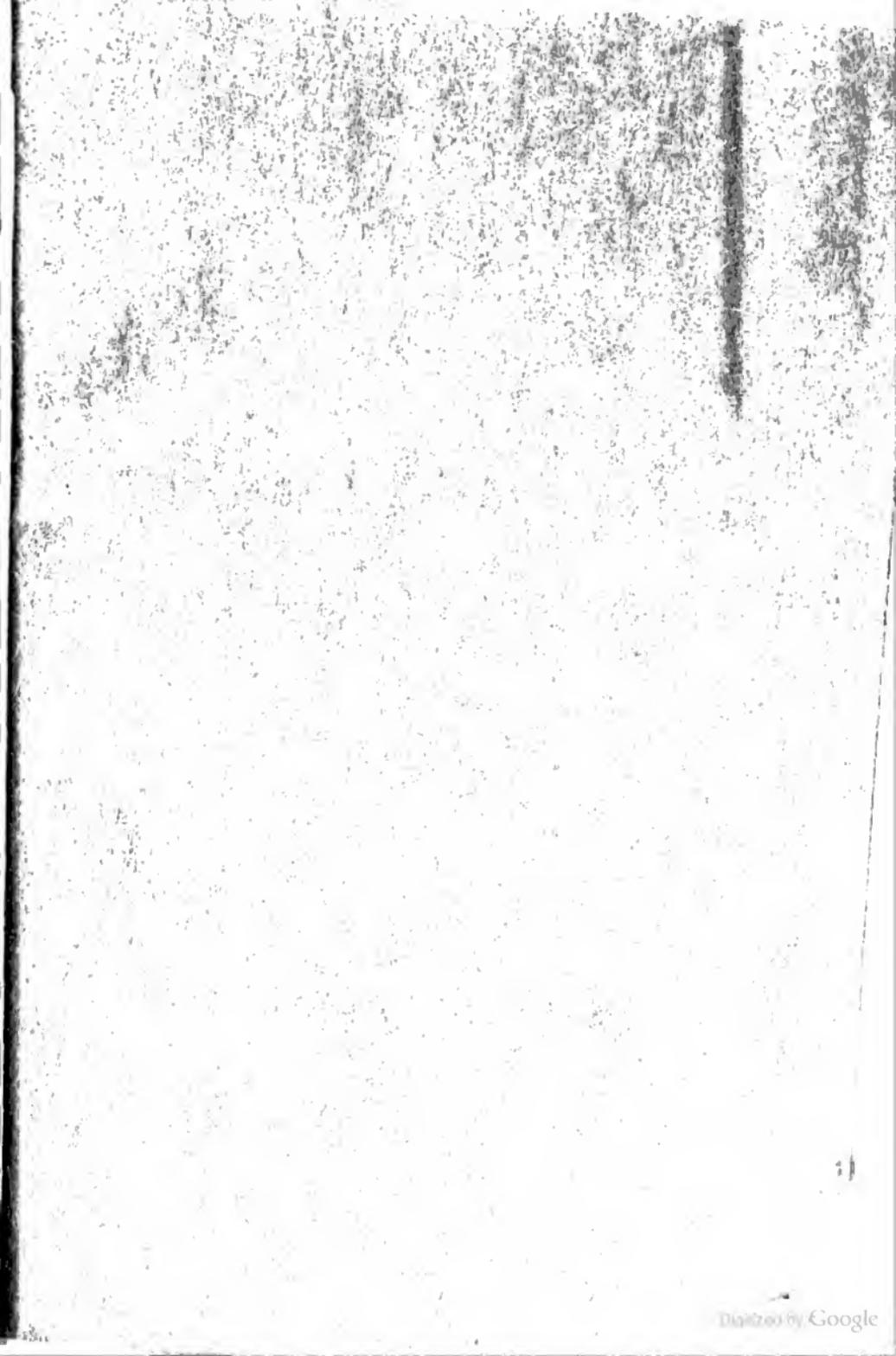
Hörschele der Finkler und andere heitere Erzählungen.
4.—7. Tausend. Geheftet M 3,50, gebunden M 5,—.

Deutsches Volksblatt, Stuttgart: „In Schuffens Humor ist es einem wohl wie in der Matsonne; man räfelt und streckt sich, läßt den Pelz warm werden und freut sich an ihm wie an einer Naturkraft, die man in Dankbarkeit genießt.“

Der Rote Berg / Roman. 1.—5. Tausend. Geheftet
M 3,50, gebunden M 5,—.

Wohl noch nie wurde die gesegnete schwäbische Hügel- und Flußlandschaft mit reicherer Palette, hüßender, zarter und liebevoller gemalt, als in diesem ergreifenden und spannenden Buch Schuffens.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen



Princeton University Library



32101 067123131



